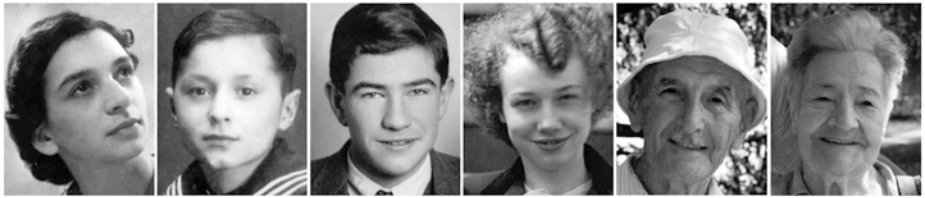
»Fragt uns, wir sind die Letzten.«

Erinnerungen von Verfolgten des Nationalsozialismus und Menschen aus dem antifaschistischen Widerstand



Eine Interviewbroschüre (Teil 3)

AK Fragt uns, wir sind die Letzten

Blog
fragtuns.blogsport.de

eMail
fragt-uns-broschuere@web.de

Berliner VVN-BdA

Anschrift
Franz-Mehring-Platz 1
10243 Berlin

Homepage
berlin.vvn-bda.org

eMail
berlin@vvn-bda.org

Telefon
+49 30 29 784 178

Fax
+49 30 29 784 378

»Fragt uns, wir sind die Letzten.« ist eine Anlehnung an den Titel der Autobiographie Kurt Julius Goldsteins (Wir sind die letzten - fragt uns. Kurt Goldstein. Spanienkämpfer, Auschwitz- und Buchenwaldhäftling. Bonn 1999).
Goldstein (1914-2007) wurde von den Nazis als Jude und Kommunist verfolgt, war Spanienkämpfer und überlebte die Konzentrationslager Auschwitz und Buchenwald. Er war bis zu seinem Tod antifaschistisch aktiv und sprach regelmässig als Zeitzeuge mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen.

Wir danken dem Second Generation Network (secondgeneration.org.uk) für den Kontakt zu Lore und Fritz Sternhell und Savez antifašista Srbije für die Unterstützung beim Interview mit Jelena Kadenić und Radoslav »Braco« Derić.

Wir verwenden in der vorliegenden Broschüre grundsätzlich die Schreibweise mit einem Unterstrich und sprechen nicht z. B. von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen. Dies hat die Funktion, dass erstens Menschen, die sich zwischen oder außerhalb der Zweigeschlechtlichkeit verorten, miteinbezogen werden und zweitens auf den Konstruktcharakter der sozialen Kategorie Geschlecht hingewiesen wird.

Inhalt

Editorial
Seite 4

Ursula Mamlok:
»Die Musik hat mich gerettet.«
Seite 6

Jelena Kadenić & Radoslav Derić:
»Es standen nur zwei Optionen zur Verfügung: Entweder sterben oder kämpfen.«
Seite 17

Fritz Sternhell:
»Ich habe mich nie als Jude gefühlt.«
Seite 27

Lore Sternhell:
»Ich dachte, dass das alles normal sei.«
Seite 37

Wilhelm Reinhardt:
»Man verdrängt es, aber vergessen kann man das nicht.«
Seite 46

Herausgeber_innen/Gruppen
Seite 59

Schwur von Buchenwald (Auszug)
Seite 60

»Fragt uns, wir sind die Letzten.«

Erinnerungen von Verfolgten des Nationalsozialismus und Menschen aus dem antifaschistischen Widerstand. Eine Interview-Broschüre (Teil 3)

Wie die Geschichte des Nationalsozialismus (NS) und des Holocaust geschrieben und vor allem wie sie interpretiert wird, steht nicht fest, sondern ist und bleibt ein stark umkämpftes Feld. Deutsche Ministerien, die bis vor einigen Jahren NS-Täter aus den eigenen Reihen als verdiente Beamte ehrten, arbeiten medienwirksam ihre Verstrickungen in den Holocaust auf, als seien diese nicht bereits seit den 1960er Jahren von Historiker_innen erforscht und publiziert worden. Die BRD präsentiert damit der Weltöffentlichkeit ein »geläutertes« Deutschland, das im Namen von Demokratie und Menschenrechten militärische Gewalt anwendet, um deutsche Interessen durchzusetzen. Dieses Deutschland kann dem Überfall der Wehrmacht auf diverse europäische Länder gedenken und sich gleichzeitig Entschädigungszahlungen an eben jene Länder entziehen. So z.B. im Falle Griechenlands, wo die BRD aktuell stattdessen als Führungsmacht Europas im Rahmen der Euro-Krise in die Innenpolitik eingreift.

Die Erinnerungen von Verfolgten und Menschen aus dem Widerstand helfen uns, Einblicke in antifaschistische Perspektiven auf diese Zeit zu bekommen. Sie sind ein bedeutendes Gegengewicht zu herrschenden Geschichtsbildern und auch zu denjenigen Zeitzeug_innen, die scheinbar von nichts wussten – vor allem nicht von ihrer eigenen Schuld.

Wir erwarten von Überlebenden nicht, dass sie uns Geschichte objektiv vermitteln. Uns geht es gerade um die individuellen Schlüsse und die Bewertungen, die uns nur Verfolgte und Menschen aus dem Widerstand vermitteln können. Unsere Interviews orientieren sich weniger an einem wissenschaftlichen, vermeintlich objektiven Zugang zu Geschichte, sondern vielmehr an einem persönlichen. Wie erlebten Menschen Verfolgung und/oder Widerstand? Welche Erkenntnisse zogen sie daraus? Was waren (und sind) ihre Beweggründe, sich gegen nazistisches und menschenfeindliches Gedankengut einzusetzen?

Selbstverständlich ist auch eine gewisse Distanz unsererseits zum Erzählten wichtig. In den Interviews zeigt sich nicht nur eine persönliche Verfolgungsgeschichte, sondern immer auch eine persönliche Sichtweise auf diese Geschichte. In einer kritisch-solidarischen Auseinandersetzung mit den Erinnerungen erweitern wir unser Verständnis des Geschehenen. Doch die Möglichkeit der Begegnung wird es schon bald nicht mehr geben. Umso dringlicher ist es, mit jenen Menschen ins Gespräch zu kommen und ihre Perspektiven öffentlich zu machen. So erscheint die vorliegende Broschüre seit 2010 jährlich und die Verfolgten, die wir befragen, sind zunehmend später geboren. Der Kontakt zu zwei der Interviewten, Lore und Fritz Sternhell, die mit Kindertransporten nach London flohen, entstand über das britische Second Generation Network.

Kinder von Verfolgten suchen hier nach neuen Wegen der Erinnerung. Und auch wir stehen vor der Frage, wie wir in Zukunft eine Gedenkpolitik gestalten können, die zwar ohne Überlebende des NS auskommen muss, diese aber nicht übergeht.

Doch nicht nur das Alter der Befragten ist ein Hinweis darauf wie wichtig es ist, das Gedenken differenziert zu betrachten. So erzählen Jelena Kadenić und Radoslav »Braco« Derić vom Kampf gegen die deutsche Besatzung im ehemaligen Jugoslawien, aber auch von Kollaboration. Wie lässt sich davon ausgehend das Gedenken transnational erweitern, so dass auch nichtdeutsche Täter_innen und der gegen sie gerichtete Widerstand thematisiert werden können – ohne jedoch die Präzedenzlosigkeit der deutschen Verbrechen zu relativieren?

Schließlich möchten wir mit den vorliegenden Interviews auch die Frage der Kontinuität in den Fokus rücken. Ursula Mamlok, die als Kind mit ihrer als jüdisch verfolgten Familie nach Ecuador floh, berichtet angesichts der Mordserie des »Nationalsozialistischen Untergrunds« (NSU) von ihrer Angst vor Neonazis und ihren Befürchtungen, dass diese von staatlicher Seite nicht ausreichend bekämpft werden. Wilhelm Reinhardt, der den NS als Sohn eines Sinto versteckt überlebte, ist noch heute antiziganistischen Übergriffen ausgesetzt. Der Umgang in der BRD nach 1945 mit der Verfolgung der Sinti und Roma im NS ist ein Beleg für die Leugnung deutscher Verbrechen, der Antiziganismus im heutigen Europa ein Beispiel für die Kontinuität von Ausgrenzung.

Uns geht es nicht darum, die Vergangenheit zu »bewältigen« oder mit ihr abzuschließen. Vielmehr möchten wir aus den Erfahrungen der Überlebenden Konsequenzen für unser Denken und Handeln heute ziehen und uns gegen eine Erinnerungskultur einsetzen, die auf ein »unverkrampftes Verhältnis zur Nation« oder die Rechtfertigung deutscher Kriegsbeteiligung abzielt. Wir sehen die geschilderten Verfolgungs- und Widerstandsgeschichten als Appell, sich Neonazis und menschenfeindlichem Gedankengut in der Gesellschaft entgegenzustellen und für emanzipatorische Ideen einzutreten. In diesem Sinne stellt die Broschüre auch eine Aufforderung zum Aktiv-Werden dar.

Wir ersetzen mit unseren Interviews keine historisch-wissenschaftliche Aufarbeitung oder weitere theoretische Auseinandersetzungen. Uns geht es darum, marginalisierte Perspektiven sichtbar zu machen und darum, dass diese Perspektiven jetzt sichtbar gemacht werden. Wir erheben auch nicht den Anspruch, mit unseren Interviews alle unterschiedlichen Formen der NS-Verfolgung darzustellen und die vielfältigen Erfahrungen und Sichtweisen von Verfolgten und Menschen aus dem Widerstand repräsentativ abzubilden – so haben wir z.B. bisher nicht die Verfolgung von Homosexuellen thematisiert. Wir werden versuchen, in Zukunft entsprechende Interviews zu führen.

Die vorliegende Broschüre ist die dritte des Arbeitskreises Fragt uns, wir sind die Letzten. Die ersten beiden sind online über fragtuns.blogsport.de oder als Print-Ausgaben bei der Berliner VVN-BdA erhältlich.

Wir freuen uns über Rückmeldungen an: fragt-uns-broschuere@web.de

AK Fragt uns, wir sind die Letzten,
Juli 2012

URSULA MAMLOK:
»Die Musik hat mich gerettet.«

Ursula Mamlok 1938

Ursula Mamlok wird am 01.02.1923 als Ursula Meyer in Berlin geboren. Ihren Vater lernt sie aufgrund seines frühen Todes nie kennen. Ihre Mutter heiratet sechs Jahre später den Prokuristen Hans Lewy. Ursula Meyer-Lewy zeigt schon im frühen Kindesalter ein überdurchschnittliches musikalisches Talent. Weil ihre jüdische Familie von den Nazis verfolgt wird, wandert sie 1939 gemeinsam mit ihren Eltern nach Ecuador aus. 1940 bekommt sie ein Stipendium für die Mannes Music School in New York, wo sie zwei Jahre Komposition studiert, u.a. bei Georg Szell. Ihr Kompositionsstudium schließt sie mit dem Bachelor und Master Degree an der Manhattan School of Music ab. 1947 heiratet sie den gebürtigen Hamburger Dieter (später Dwight) Mamlok.

Ursula Mamlok lehrt u. a. über 40 Jahre Komposition an der Manhattan School of Music und erhält für ihre Kompositionen zahlreiche Auszeichnungen. Seit 2006 lebt sie wieder in ihrer Geburtsstadt Berlin.

Erzählen Sie uns doch, wie sie aufgewachsen sind.

Ich wurde 1923 in Berlin geboren. Meinen Vater habe ich leider nie kennen gelernt. Er ist sehr früh gestorben. Meine Mutter hat wenig über ihn gesprochen. Die Familie meiner Mutter kam ursprünglich aus Pommern und ist dann nach Berlin gezogen. Sie waren nicht sehr religiös, sind aber doch in die Synagoge gegangen und wussten über die Feiertage Bescheid. Wir haben nicht koscher gegessen zu Hause. Ich selbst war nicht religiös.

Bis zu meinem 16. Lebensjahr lebte ich in Berlin. Nach dem Tod meines leiblichen Vaters habe ich mit meiner Mutter bei den Großeltern gewohnt und habe dort einen Onkel Klavier spielen sehen. Das hat mich schon als kleines Kind fasziniert und ich dachte mir: »Was der kann, das kann ich auch.« Angeblich bin ich an das Klavier gegangen und habe mit Begleitung die Kinderlieder gespielt, die ich kannte. Das war der Anfang von dem, was ich bis heute – bis zu dieser Minute, muss ich sagen – noch tue: Ich komponiere Musik.

1933 kam Hitler an die Macht. Ich habe das damals natürlich nicht verstanden, aber ich erinnere mich noch, wie mein zweiter Vater an meinem Geburtstag, am 1. Februar 1933[1], mit einem sehr traurigen Gesicht ins Zimmer gekommen ist und gesagt hat: »Hitler ist zur Macht gekommen.« Das war natürlich für alle Juden eine schreckliche Nachricht, obwohl man noch nicht wusste, wie schrecklich.

Der Gedanke, eventuell aus Deutschland emigrieren zu müssen, prägte ab diesem Zeitpunkt mein Leben. Dafür musste man aber Beziehungen haben, denn die anderen Länder haben die Juden nicht mit offenen Armen empfangen. Wir hatten zwar Verwandte in Amerika, aber die waren nicht reich genug, um uns ein Affidavit of Support[2] zu geben. Das war eine Bürgschaft mit dem Nachweis, dass sie genug Geld haben, um uns zu unterstützen. Wir hatten solche Leute damals nicht und sind deshalb so lange in Deutschland geblieben. Außerdem haben wir wie Tausende andere gedacht: Das wird schon wieder vorüber gehen.

Wie waren ihre Erfahrungen in der Schule?

Mit sechs Jahren kam ich in die Volksschule, wo man noch keine Unterschiede gemerkt hat. Später kam ich dann aufs Gymnasium in das Fürstin-Bismarck-Lyceum. Dort gab es einen jüdischen Direktor, der 1937 ersetzt wurde. In meiner Klasse waren 25 Kinder, von denen sieben jüdisch waren. Das wusste ich damals natürlich noch nicht, weil ich den Unterschied noch nicht kannte. Wir hatten eine nette Klassenlehrerin, die zu den jüdischen Kindern besonders freundlich war. Später wurde sie durch eine andere ersetzt, die dann immer in die Klasse rein kam und »Heil Hitler« rief. Dann musste man aufstehen und auch »Heil Hitler« rufen.

Ich erinnere mich noch an den »Tag der deutschen Hausmusik.« Kinder, die ein Instrument beherrschten, durften

»Da hat uns diese Person gesagt: ›Geht nicht auf die Straße! Die Synagogen brennen!‹«

»Wenn ich mit Leuten spreche, die erzählen, sie hätten Juden versteckt, denke ich mir noch heute: So viele Juden, wie die versteckt haben, gab es gar nicht.«

dort etwas spielen. Ich hatte damals schon komponiert und habe ein Stück gespielt, das »Wüstenritt« hieß. Das war in Moll. Es gab noch ein christliches Kind, das auch ein eigenes Stück mit dem Namen »Frühlingskahnfahrt auf der Havel« gespielt hat. Das war natürlich in Dur. Wieso mein Stück »Wüstenritt« hieß? Das kam durch die Auswanderung. Wenn ich mal nicht so artig war, hat mein Vater immer zu mir gesagt: »Na wart' du mal ab, bis wir erst in der Wüste sind!« Das war also eine Drohung. Mit den Mitschülern hatte ich wenige Probleme, aber vereinzelt hat man gemerkt, dass die aus Nazi-Elternhäusern kamen. Natürlich gab es die BDM-Mädchen[3], die damals sehr bald in unserer Klasse waren. Das waren Kinder mit weißen Hemden und schwarzem Schlips. Die wollten das auch sehr gerne, es hat ihnen eine Bedeutung gegeben. Und heute sagen sie alle, sie mussten in der Hitler-Jugend[3] sein.

Im April 1938 wurde ich aus der Schule entlassen. Man hat mir eine große Lüge in mein Zeugnis geschrieben: »Sie verließ die Schule, um Musik zu studieren.« Das war natürlich überhaupt nicht der Fall. Mir tat es damals aber gar nicht Leid, aus der Schule rauszufliegen. Ich war eine der wenigen, die gesagt haben: »Gott sei Dank, jetzt kann ich üben und komponieren und muss nicht mehr in die olle Schule!« Andere Kinder waren nicht so gut dran. Selbst furchtbare Dinge wie die Auswanderung sind an mir leichter vorbeigegangen als bei anderen meines Alters. Die Musik hat mich gerettet, sage ich immer.

Wie gestaltete sich ihr Alltag außerhalb der Schule?

Ich bin oft in Konzerte gegangen. Auf der Bühne hing das Hakenkreuz-Banner und am Anfang wurde das Horst-Wessel-Lied[4] gespielt. Das war nicht ungefährlich, aber meine Eltern haben mich gelassen, mich wundert das heute noch.

Wie ging es weiter, nachdem Sie aus der Schule entlassen worden waren?

1936 wurde das berühmteste Konservatorium in Berlin, das Stern'sche[5], von den Nazis übernommen. Wie die das alles auch noch paraphrasiert haben! In Wirklichkeit haben sie die Besitzer einfach enteignet und alle jüdischen Lehrer entlassen.

Einige der ehemaligen Besitzer haben dann ein kleines Konservatorium in einer Wohnung aufgemacht. Ihr könnt euch denken, wie klein das war. In diese Private Musikschule Hollaender[5] kamen jüdische Kinder, um Instrumental- und Theorieunterricht zu nehmen, und dort bin ich dann auch hingegangen.

1941/42 haben die Nazis die Direktorin und die Besitzer abgeholt, und das war das Ende der Schule. Alle wurden abgeholt.

War es für Ihre Eltern nach der Machtübertragung sofort klar, dass sie ausreisen müssen?

Nein, das war gar nicht klar, denn man hat ja gedacht, es sei nur eine vorübergehende Störung. In den ersten Jahren hat man die Sache nicht so ernst genommen. Die Leinenweberei, in der mein Vater angestellt war, hatte einen jüdischen Besitzer, da merkte man erst mal gar nichts. Er war mit einer christlichen Frau verheiratet und dachte aus dem Grund, er sei geschützt.

Gab es einen speziellen Anlass, der Ihre Eltern dann dazu bewegt hat, auszureisen?

Als am 9. November 1938[6] die Synagogen brannten, bekamen wir einen anonymen Telefonanruf. Die Telefone wurden ja auch manchmal von der Gestapo[7] überwacht. Da hat uns diese Person gesagt: »Geht nicht auf die Straße! Die Synagogen brennen!« Wir haben gar nicht gewusst, was davon zu halten ist, aber wir sind nicht auf die Straße gegangen. Ab da wusste man definitiv: jetzt musst du irgendwie rauskommen.

Dazu kam noch, dass mein Vater 1938 plötzlich entlassen wurde. Er hat noch einen schönen Brief von seinem Chef bekommen: Es täte ihm Leid, dass er ihn nach so vielen Jahrzehnten entlassen müsse. Er hat natürlich nicht geschrieben: »Die frechen Nazis verursachen das.« So etwas wurde immer camouflagiert: »Die Umstände erlauben es nicht, dass wir Sie hier weiter anstellen können.«

Ursula Mamlok 1930 mit Tante und Großmutter im Berliner Lustgarten

Wie hat es Ihre Familie letztlich geschafft zu fliehen?

Mein Vater hatte einen Verwandten in Ecuador. Er war Chemiker und hat dort in den 1920ern eine große Apotheke aufgemacht. Wir hatten vorher keinen Kontakt mit ihm, aber er schrieb uns, er hätte eine Schwester in Hamburg, die er gerne retten wollte und ebenso wolle er auch seine anderen Verwandten in Deutschland retten. Wenn wir kommen wollten, seien die Papiere für uns bereit. Wir wussten gar nicht, wo Ecuador lag, und mussten auf der Karte nachsehen. Zudem handelte es sich um eine Stadt, Guayaquil[8], von der wir noch nie gehört hatten.

Das war ein schwerer Schritt für mich, denn ich hatte hier in Berlin einen ganz fantastischen Musiklehrer, der nach Holland fliehen wollte. Er war schon 80 Jahre alt, aber ein ganz fantastischer Kopf. Er wollte mich mitnehmen und ich wäre sehr gerne mit ihm gekommen. Meine Eltern hätten das sogar auch erlaubt. Aber das war eine sehr riskante Angelegenheit und nun gab es die sichere Sache mit Ecuador. Im Rückblick betrachtet sieht man, dass es einen Sinn hat, wie es gekommen ist. Der Lehrer wurde in Holland von den Nazis ermordet.

Also bin ich mit meinen Eltern nach Ecuador gegangen. Wir mussten aber leider die Großeltern zurücklassen. Denn die Leute in Ecuador haben nur für uns drei die Papiere besorgt, aber die Großeltern haben sie schon nicht mehr interessiert. Wir dachten ja auch noch auf dem Schiff, dass wir bald zurückkehren werden.

Was ist denn mit Ihren Großeltern geschehen?

Leider Gottes wurden die dann ermordet. Mein Großvater ist schrecklich umgekommen. Er hatte Zucker und als Jude hat er die Medikamente dagegen nicht mehr bekommen. Daran ist er gestorben. Die Großmütter wurden abgeholt, 1943 glaube ich. Wir wissen nicht genau wann, denn wir hatten keinen Kontakt mehr. Sie durften weder schreiben, noch durften sie Briefe erhalten. Die eine Großmutter starb wahrscheinlich aus Entkräftung in Theresienstadt[9]. Die andere Großmutter wurde in Treblinka[10] ermordet. Sechs Millionen Juden! Wenn ich mit Leuten spreche, die erzählen, sie hätten Juden versteckt, denke ich mir noch heute: So viele Juden, wie die versteckt haben, gab es gar nicht.

Ursula Mamlok 1939 mit ihren Eltern während der Schiffsfahrt nach Ecuador

Wie ging es weiter mit der Auswanderung?

Wir kamen dann nach sechs Wochen in Ecuador an. Wir mussten am Panamakanal umsteigen, denn das Schiff war ein riesiges Luxusschiff, zu breit für den Kanal. In das Land durften wir nur zehn Mark einführen und so haben wir das restliche Geld in die Schiffsreise investiert. Die war auch sehr schön bis zu dem Tag, an dem wir schließlich in Ecuador ankamen. Wir haben uns schon sehr erschrocken. Ihr könnt euch gar nicht denken, in welchen Zustand wir da plötzlich reinkamen aus Berlin, das ja noch nicht von den Bomben zerstört war.

Wie haben die Menschen Sie dort aufgenommen? Hat sich jemand interessiert für Ihr Schicksal?

Nein, eigentlich nicht. Erst mal sprachen die Menschen dort Spanisch und wir nicht. Wir hatten etwas Spanisch gelernt, aber nicht genug, um eine Unterhaltung zu führen. Auch die Tante und der Onkel selbst interessierten sich gar nicht. Wir waren ja nun da und alles war ja in Ordnung.

Wie sind Sie schließlich nach New York gekommen?

Meine Mutter hatte 1936 eine Reise nach Prag unternommen. Im Zug fotografierte ein Mann, was ihm sofort von einem Nazi verboten wurde. An den Grenzen wurde ja schon der Krieg vorbereitet. Das verstand der Mann nicht, da er nur Englisch sprach. Meine Mutter sprach auch etwas Englisch und ist ihm zu Hilfe gekommen. Er kam aus den USA und immer, wenn man damals einen Ausländer getroffen hat, hat man sofort überlegt, wie einem das mal helfen kann. Er war Klarinettist und Bandleader an der Columbia Universität in New York. Meine Mutter hat ihm erzählt, dass ihre Tochter komponiert und gerne Musikerin werden möchte. »Vielleicht«, sagte er, »kann ich Ihnen einmal helfen, hier ist meine Karte.«

In Ecuador schrieb meine Mutter eines Tages an ihn und er antwortete, dass er einige Musikhochschulen im Land empfehlen könne. Ich kontaktierte daraufhin viele Musikhochschulen und sie schrieben auch alle zurück: Es täte ihnen Leid, aber ich müsste für eine Aufnahmeprüfung anwesend sein. Das konnte ich aber nicht, denn ich brauchte wieder ein Affidavit. Es gab damals eine kleine Musikschule in New York, die schon mehrere Immigranten als Lehrer angestellt hatte. Andere Schulen haben sich über die »Judenfrage«[11] nicht den Kopf zerbrochen, aber diese Leute in der Mannes School of Music wussten Bescheid. Sie haben geschrieben, dass der Fall sie interessiert und dass wir ein paar Stücke, die ich komponiert habe, einschicken sollten. Das war etwa im Oktober – wir sind ja im März 1939 angekommen. Tatsächlich kam ein Brief an meine Mutter zurück: »Wir finden Ihre Tochter begabt genug und würden ihr ein volles Stipendium geben.« Darüber haben wir uns natürlich wahnsinnig gefreut. Wir wussten, dass das etwas Fabelhaftes ist!

Zunächst konnte ich mit dem Stipendium nichts anfangen, weil wieder die Frage im Raum stand, wie ich in die USA kommen könnte. Nun kannte meine Mutter den amerikanischen Konsul. Eines Tages rief dieser meine Mutter zu sich und sagte: »Es gibt eine Frau, die jetzt nach Amerika reisen sollte und alle Papiere bereit hatte. Sie ist krank geworden und kann nicht fahren. Ich darf das zwar gar nicht, aber ich könnte Ihnen für eine Person die nötigen Papiere geben. Damit könnten Sie hin!«

Jetzt haben alle Bekannten gesagt, dass man ein Kind, das kein Englisch spricht, nicht alleine und ohne Geld nach Amerika schicken kann. Ich wollte natürlich sofort hin. Schließlich haben sich mei-

»Aber man hofft eben, wie man damals auch gehofft hat, dass so etwas nicht mehr passieren kann.«

ne Eltern breitschlagen lassen und ich habe ihnen versprochen, dass ich sie später nachkommen lassen werde. Am 31. August 1940 war ich dann in New York. Mein Vater hatte einen Geschäftsfreund, bei dem ich für eine Weile untergekommen bin. Der hatte nur zwei Zimmer und ich habe auf dem Sofa geschlafen.

Nach einem Monat ging es dann in die Schule. Ich habe gleich am Anfang gesagt, man war ja noch ein bisschen verstört: »Ich habe gar kein Geld und ich weiß nicht, wo ich wohnen soll! Ich bin jetzt aber hier!« Da haben die zu mir gesagt: »Wir sind hier kein Wohltätigkeitsinstitut!« Das weiß ich noch als wäre es heute gewesen! Auf die Weise bin ich nach New York gekommen.

Ist Ihnen in den USA auch Antisemitismus begegnet?

Nein, mir selbst nicht, nur Desinteresse. Man hat immer gesagt: New York ist nicht Amerika. Den Antisemitismus gibt es im Land dort, wo es keine Juden gibt, also im Westen und im Süden. Aber viel gefragt wurde ich nicht. Es war nur sehr nett für die Leute, dass ich einen Akzent gesprochen habe, das fanden sie alle »cute«. Wenn ich angeboten habe, etwas zu erzählen, haben sie vielleicht mal zugehört, aber in meine Lage hineinversetzen konnten sie sich nicht.

Ihre Eltern sind dann irgendwann auch in die USA gekommen?

Ja, richtig. Nach einem Jahr hat sich ein reicher Mann, der gesehen hat, dass ich als Kind alleine in New York war, erbarmt und hat meinen Eltern die Papiere verschafft. Und für die war es natürlich auch sehr schwer, weil sie ja gar kein Geld hatten. Mein Vater hat dann von einem Geschäftsfreund, den er aus Berlin kannte, einen Job bekommen und meine Mutter war Hausfrau. Und eigentlich haben sie dann später sehr glücklich gelebt.

Wie haben sie das Ende des NS erlebt?

Das war natürlich eine großartige Sache für uns, wir haben das alles täglich im Fernseher verfolgt. Wir waren alle sehr froh darüber, aber es war auch furchtbar zu sehen, wie Berlin zerstört war. Die ganze Welt hat dieser Hitler zerstört.

Sie haben ja dann in den USA geheiratet. War ihr Mann auch ein jüdischer Emigrant?

Ja, er kam aus Hamburg und ist mit 15 Jahren mit einem Kindertransport nach Schweden gekommen. Er kam dort in so ein Art Arbeitscamp und ist später in die USA gekommen.

Er hieß eigentlich Dieter. Und ein »dieter« ist auf Englisch jemand, der eine Diät macht. Da haben wir gelacht und uns gesagt: Dieter kannst du hier nicht weiter heißen! Da war Dwight dann schon besser. Ich habe in meinem Leben auch viele Namen gehabt. Mein Geburtsname war Ursula Meyer. In meinem Pass stand dann später »Ursula Sara [12]«. Meine Mutter heiratete wieder und wir hießen Lewy. In Amerika haben

wir uns dann Lewis genannt. So hatten wir einen schönen amerikanischen Namen. Meine Eltern und ich waren bemüht, so amerikanisch wie möglich zu sein. Lewy war uns auch unangenehm. Da kann man sehen, dass man selbst vom Antisemitismus beeinflusst war.

»Aber es ist in einem drin, diese Sachen kann man nie ausscheiden.«

Zum Beispiel hätte ich nicht gerne nur unter Juden gelebt. Ich weiß nicht warum, aber es ist so. Mich hat Israel nie so interessiert, ich war nie da, aber jetzt würde ich gerne mal hinfahren.

Wann waren sie das erste Mal wieder in Deutschland?

Mein Mann hatte ein Exportgeschäft und kaufte nach dem Krieg wieder aus Deutschland. Er musste mehrmals geschäftlich nach Hamburg fahren und da bin ich einmal mitgekommen, das war vielleicht 1957. Es kam uns komisch vor, wieder nach Deutschland zurückzukommen. Aber mein Mann musste ohnehin dort hinreisen und die Leute, mit denen er zu tun hatte, waren alle sehr freundlich zu ihm.

Ist Ihnen hier dann wieder Antisemitismus begegnet?

Nein. Das gab es nachher nicht mehr, niemand wollte ein Nazi gewesen sein und die Leute wussten von nichts. Es gibt sogar Leute, die sich besonders gerne mit einem anfreunden wollen, um zu zeigen, wie enthusiastisch sie sind gegenüber den Juden. Die Leute haben sich gar nichts anmerken lassen und nichts gesagt.

Und als ich Ende der 1990er Jahre das erste Mal wieder in meine Heimatstadt Berlin gekommen bin, hatte ich überhaupt keine feindlichen Gefühle. Ich fand das sehr interessant. Überall wurde gebaut.

Und als dann mein Mann gestorben ist, hat eine Freundin gesagt, es sei doch besser für mich, hier zu leben, das sei leichter. Und das stimmt. Wenn man in New York einen Arzt braucht, kommt der nicht ins Haus. Das ganze Leben ist hier im Alter leichter als in New York. Vor allem das Klima, die Hitze im Sommer konnte ich überhaupt nicht vertragen. Nach dem Tod meines Mannes war ich alleine und da war es günstiger für mich, hier zu leben.

Seit 2006 leben Sie nun in Berlin in einer Senior_innenresidenz. Wie ist hier ihr Umgang mit den anderen Bewohner_innen? Ist Ihnen oft das »Wir haben von nichts gewusst.« begegnet?

Das passiert mir dauernd! Die meisten Leute wollen gar nicht darüber sprechen und sind auch eigenartig. Ich finde, dass die Leute hier wahnsinnig reserviert sind und Freunde kann ich hier nicht finden.

Ich spreche nicht viel über die Sachen und ich halte mich zurück, denn man kann die Leute auch nicht anklagen. Aber es kommt oftmals doch das Gespräch darauf. Eine Frau, mit der ich über solche Dinge rede und die sympathisch zu sein scheint, sagt: wie schrecklich und wie furchtbar und sie war ja nie… Eine andere sagt mir, sie habe von nichts gewusst. Mit anderen spreche ich

sonst nicht. Es gibt Leute, von denen ich vermute, dass sie vielleicht Nazis waren. Da ist so ein Mann, der mir komisch vorkommt, aber ich habe weiter keine Beziehung zu ihm. Für mich ist das sehr unangenehm. Es ist noch eine Frau hier, die in Theresienstadt war. Sie liest oft in Schulen aus ihrem Buch vor und sagt, das sei eine Mission für sie.

Wie schätzen sie heute die den Antisemitismus und Rechtsradikalismus in Deutschland ein?

Der Antisemitismus wird nicht verschwinden. Der kann durch nichts weggehen. Der ist in Deutschland durch das, was vorgefallen ist, bloß ein bisschen gemildert.

Ich habe immer etwas Angst vor den Neonazis. Man sagt mir zwar immer, das seien nicht so viele, aber das waren sie ja damals auch nicht. Ich habe Angst, dass sie nicht richtig bekämpft werden. Ich verfolge die Entwicklung da sehr und glaube auch, dass das heute mehr bekämpft wird. Aber offenbar auch zu spät. Dass die Sache mit der Terrorzelle aus Zwickau[13] so lange unbeobachtet geblieben ist, finde ich schon unheimlich. Aber man hofft eben, wie man damals auch gehofft hat, dass so etwas nicht mehr passieren kann.

Ich höre hier in Deutschland auch zum ersten Mal das Wort »Ausländer« wieder. Das hat man in Amerika nicht gehört. »Foreigners« hat man anders aufgefasst. Wenn ich das Wort »Ausländer« schon höre, dann klingelt es bei mir. Das ist etwas anderes.

Das ganze wird immer ein schwieriges Problem bleiben. Und natürlich, hier im täglichen Leben merkt man nichts. Aber es ist in einem drin, diese Sachen kann man nie ausscheiden. Für die jüngeren Leute bedeutet das alles schon nichts mehr. Aber bei mir ist diese Sache von Kindheit an dagewesen. Und mir kommt es wahnsinnig komisch vor, wenn ich hier auf der Straße laufe und denke, ich bin in Berlin. Das ist mir manchmal unglaublich, wieso bin ich eigentlich hier? Aber ich habe hier auch Freunde gefunden, mit denen ich durch die Musik viel gemeinsam habe.

Ursula Mamlok heute

Das Interview wurde am 05.03.2012 in Berlin geführt.

Erläuterungen

Eine ausführliche Biographie sowie ein Werkverzeichnis von Mamlok findet sich auf ihrer Website: www.ursulamamlok.com

1 Mit der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler durch Reichspräsident Paul von Hindenburg am **30. Januar 1933** wurde die Regierungsgewalt im Deutschen Reich an die NSDAP und ihre nationalkonservativen Verbündeten der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) übertragen. Im Zuge der Umwandlung der Demokratie der Weimarer Republik in die NS-Diktatur löste Hindenburg **am 1. Februar 1933** den Reichstag auf. Am selben Tag hielt Hitler seine erste Rundfunkrede als Reichskanzler.

2 In Ländern, in denen englisches oder verwandtes Recht angewandt wird, ist ein **Affidavit** eine durch Eid beglaubigte Urkunde. Eine bedeutende Rolle spielten sie während der NS-Zeit. Bekannte in Staaten ausserhalb Deutschlands konnten mit einem Affidavit Verfolgten die Einreise in Überseeländer (Vereinigtes Königreich, USA) ermöglichen.

3 **Der Bund Deutscher Mädel (BDM)** war eine 1930 gegründete Gliederung der **Hitlerjugend (HJ)** für Mädchen und junge Frauen. Im Mittelpunkt stand die körperliche und ideologische Schulung der Jugend im Dritten Reich.

4 **Horst Wessel** war ein bekannter SA-Führer in Berlin-Friedrichshain, der 1930 erschossen wurde. In der NS-Propaganda wurde Wessel wie ein Heiliger verehrt, Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda Joseph Goebbels erklärte ihn zum Märtyrer. Das 1929 von Wessel gedichtete Lied »Die Fahne hoch«, nach seinem Tod **»Horst-Wessel-Lied«** genannt, war die Hymne der NSDAP und nach der Machtübertragung an die Nazis eine Art zweite Nationalhymne. Sie wurde bei zahlreichen Anlässen gesungen.

5 1935 wurde das private **Stern'sche Konservatorium** während der nationalsozialistischen Gleichschaltung in »Konservatorium der Reichshauptstadt Berlin« umbenannt und durch die Entlassung der jüdischen Lehrer_innen und Schüler_innen »arisiert«. Die Kinder des ehemaligen Direktors und Inhabers Gustav Hollaender gründeten daraufhin die Jüdische private **Musikschule Hollaender**. Kurt Hollaender und seine Ehefrau Herta wurden im Oktober 1941 in das Ghetto nach Litzmannstadt deportiert und dort ermordet. Susanne Hollaender wurde im KZ Auschwitz getötet, Melanie Herz-Hollaender gelang vermutlich 1939 die Emigration.

6 Als »Kristallnacht« wurde in Nazi-Deutschland und auch noch nach 1945 in beschönigender Weise die **Nacht vom 9. zum 10. November 1938** bezeichnet, in der Synagogen in ganz Deutschland brannten. Nationalsozialisten in Uniform und zivil sowie Schaulustige zertrümmerten die Schaufenster jüdischer Geschäfte, demolierten Wohnungen und misshandelten Menschen, die sie als jüdisch einstuften. Weit mehr als 1.300 Menschen wurden getötet, über 1.400 Synagogen oder Gebetshäuser wurden zerstört. Am 10. November wurden mehr als 30.000 jüdische Männer in Konzentrationslager verschleppt. Die Novemberpogrome markierten eine neue Eskalationsstufe in der Geschichte des Holocaust.

7 **Die Geheime Staatspolizei, kurz Gestapo**, war die Politische Polizei des Nazi-Regimes. Als Instrument des nationalsozialistischen Staates besass sie weitreichende Machtbefugnisse bei der Bekämpfung politischer Gegner_innen. Die Gestapo war als Teil des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) massgeblich für die Verfolgung, Verschleppung und Ermordung der europäischen Jüdinnen und Juden verantwortlich. Nach Kriegsende wurde sie in den Nürnberger Prozessen zu einer »verbrecherischen Organisation« erklärt. Dennoch wurden viele ehemalige Gestapobeamte nach dem Krieg in den Polizeibehörden der BRD wiederbeschäftigt.

8 **Guayaquil** ist heute die grösste Stadt Ecuadors. 1940 wohnten dort ungefähr 200.000 Menschen.

9 Siehe zu **Theresienstadt** Fussnotte 8 auf Seite 54

10 Das Lager **Treblinka** im deutsch besetzten Polen bestand aus zwei Lagern, die beide von der SS und ihren Hilfstruppen betrieben wurden. Treblinka I war ein Zwangsarbeitslager, Treblinka II war ein zur Ermordung von polnischen Juden und Jüdinnen erdachtes und erbautes Vernichtungslager. Zwischen Juli 1942 und Oktober 1943 wurden dort etwa 870.000 Menschen ermordet. Die einzigen Menschen, die bei Ankunft nicht ermordet wurden, waren die zur Arbeit in den jüdischen Sonderkommandos eingeteilten Zwangsarbeiter_innen. Diese hatten die Leichen zu begraben oder zu verbrennen. Im August 1943 brachten Angehörige der Sonderkommandos Handfeuerwaffen in ihren Besitz, töteten Wachsoldaten und setzten das Lager in Brand. Sie versuchten, den anwesenden Gefangenen den Ausbruch zu ermöglichen. 600 Menschen konnten vorerst entkommen, aber fast keiner der Aufständischen und Geflüchteten überlebte den Holocaust.

11 Mit dem Begriff **»Judenfrage«** wurde in Deutschland ab etwa Mitte des 19. Jahrhunderts die Frage zum Umgang mit der rechtlichen Gleichstellung (Emanzipation) und der Einwanderung von Jüdinnen und Juden aus osteuropäischen Staaten bezeichnet. Erbitterte Judenhasser_Innen entwickelten damals die rassistische Wahnvorstellung, dass alle Jüdinnen und Juden Angehörige einer minderwertigen »Rasse« seien und Weltherrschaftspläne hegen würden. Diese Niederträchtigkeit läge ihnen angeblich im Blut, weswegen eine »Vermischung« mit ihnen unbedingt zu verhindern sei. Die Nationalsozialisten dachten diese Idee konsequent zu Ende. Als »Endlösung der Judenfrage« bezeichneten sie während des Holocaust ihr Ziel, alle von ihnen als jüdisch definierten Personen in Europa und darüber hinaus zu ermorden.

12 Das Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre und das Reichsbürgergesetz wurden als **»Nürnberger Gesetze«** bezeichnet. Damit schrieben die Nazis 1935 den Antisemitismus gesetzlich fest. Wer mindestens drei »jüdische« Grosseltern hatte, galt in Deutschland von nun an als »Volljude«. Eine Flut von Ergänzungen legte fest, wer in welchem Masse als »Mischling« behandelt wurde. Eheschliessung und Geschlechtsverkehr zwischen als »jüdisch« geltenden Menschen, und denen, die als »arisch« galten, zählte als »Rassenschande« und war strafbar. Die Gesetze waren zudem die juristische Grundlage für die systematische Diskriminierung und Verfolgung von Jüdinnen, Juden. Ab 1939 wurde ein »J« in die »Jüdische Kennkarte« gestempelt und sie mussten den Zwangsnamen »Israel« bzw. **»Sara«** annehmen.

13 Der Nationalsozialistische Untergrund (NSU), auch als **Zwickauer Terrorzelle** bekannt, ist eine im November 2011 öffentlich bekannt gewordene neonazistische terroristische Vereinigung in Deutschland. Diese ist u.a. für eine Mordserie in den Jahren 2000 bis 2006 an neun Menschen mit türkischem und griechischem Migrationshintergrund verantwortlich. Die Polizei schloss jahrelang trotz gegenteiliger Hinweise einen neonazistischen Hintergrund der Taten aus, ermittelte stattdessen wegen Waffenhandel und betonte teilweise vermeintliche Verbindungen der Opfer zu »türkischen Drogenhändlern«. Die rassistische Motivation der Taten wurde erst bekannt, als die NSU sich selbst enttarnte.

JELENA KADENIĆ UND RADOSLAV DERIĆ: »Es standen nur zwei Optionen zur Verfügung: Entweder sterben oder kämpfen.«

Jelena und Braco im Gespräch auf dem Friedhof der Befreier

Das folgende Interview fand am 28.08.2011 im Rahmen einer Bildungsreise auf den Spuren der Partisan_innen im post-jugoslawischen Raum auf dem Friedhof der Befreier Belgrads statt. Es wurde simultan ins Deutsche übersetzt. Jelena Kadenić wurde als Jelena Aralica 1921 in dem Dorf Bovi geboren, Radoslav Derić, Braco genannt, wurde 1927 in dem Ort Prnjavor geboren. Beide schlossen sich als junge Menschen den Partisan_innen an und kämpften gegen die deutsche Besatzungsmacht und kollaborierende Faschist_innen. Heute sind sie im »Savez antifašista Srbije« (Bund der Antifaschisten Serbiens) organisiert.

Jelena, wo und unter welchen Umständen sind Sie aufgewachsen?

Jelena: Ich wurde 1921 im Kordun[1] in Vrginmost in dem Dorf Bovi geboren. Ich habe dort die Grundschule abgeschlossen. Es gab kein richtiges Gymnasium, ich hatte aber schon den starken Wunsch zu lernen. Dazu habe ich allerdings nicht die Gelegenheit gehabt. Mein Vater ist nach Kanada gezogen, als ich drei Jahre alt war, meine Mutter war alleinstehend mit drei Kindern. Nur eine meiner Schwestern hatte die Möglichkeit, nach Osijek[2] zu ziehen, um dort das Gymnasium abzuschließen. Mein Bruder und ich haben keine weitere Ausbildung gehabt.

Und wie sind Sie zum Widerstand der Partisan_innen gekommen?

Jelena: In meinem Dorf haben sowohl Serben als auch Kroaten gewohnt und damals gab es noch keine Probleme. Erst nachdem der Faschismus aufgetreten ist, also als ich neunzehn Jahre alt war, ging es los. Und wie alle Jugendlichen in dieser Gegend habe ich den Kampf gegen den Faschismus begonnen. Es standen nur zwei Optionen zur Verfügung: Entweder zu sterben oder zu kämpfen. So bin ich mich schon mit 20 Jahren zu den Partisanen übergegangen – das war 1941.

Es gab große Demonstrationen, alle jungen Leute haben daran teilgenommen. Sie haben geschrien: »Gegen den Krieg! Gegen die Verräter!« usw. An dem Abend ist dann eine Frau von einem Polizisten aus dem Ort zu meiner Mutter gekommen. Sie hat ihr gesagt, dass ich flüchten soll, weil ich sonst am nächsten Morgen verhaftet werde. Da bin ich noch in dieser Nacht zu den Partisanen gegangen. Obwohl ich früher immer Angst hatte, alleine zu laufen, habe ich es dieses Mal geschafft.

Später bin ich nach Bosnien gegangen und habe mich der achten Krajiška Brigade angeschlossen. Ich war die Helferin des politischen Kommissars. Es war schon ein schwerer Kampf und es gab keine Waffen, sodass wir uns manchmal für den Diebstahl entschließen mussten, um an Waffen zu gelangen. Aber es war alles für den Kampf! Ich habe an Aktionen teilgenommen, habe Bomben geworfen und mich auf den Feind gestürzt. Ich habe an der Befreiung von Sanski Most oder von Prijedor[3] teilgenommen – und von vielen anderen kleineren Orten in dieser Gegend.

Worin bestand Ihre Motivation, gegen den Faschismus zu kämpfen? Hatten Sie auch eine Vorstellung davon, was nach dem Krieg sein könnte? Wurde das bei den Partisan_innen diskutiert?

Jelena: Die Gegend, wo ich herkomme, war sehr arm. In jedem zweiten Haus haben Leute als Gastarbeiter[4] in Amerika gearbeitet. Die ganzen Jugendlichen aus der Gegend haben schon kommunistische Ideen mit sich getragen und sind mit diesen Ideen auch in den Kampf gegangen – ohne Angst. Es war schon sehr verbreitet. Meine Nachbarn haben zum Beispiel in Zagreb oder Karlovac[5] studiert. Die waren schon sehr fortschrittlich und haben die Idee von einem besseren Leben an uns junge Menschen weitergetragen. Durch sie habe ich z.B. von Maxim Gorki[6] erfahren. Ich habe als Bäuerin schon 1941 zur Kommunistischen Partei[7] gehört – das ist für mich ein großes Erlebnis gewesen. Aber während des Krieges haben wir nicht so viel

über Sozialismus gesprochen, denn wir mussten gegen den Feind und den Faschismus kämpfen.

Braco, aus was für ein Elternhaus kommen Sie? Und wie sind Sie zu den Partisan_innen gekommen?

Braco: Ich muss zunächst über Jelena und mich sagen: Wir waren sehr gute Freunde, obwohl wir aus ganz anderen Gegenden und Familien kommen. Sie stammte aus einer armen Familie, ihr Vater musste nach Kanada ziehen. Ich gehörte zu einer der reichsten Familien in meiner Gemeinde, mein Vater war Händler. Aber wir haben trotzdem alle zusammen gelebt und gearbeitet.

Mein Vater und meine Mutter wollten natürlich nie, dass ich in den Krieg ziehe. Meine Mutter hat mir immer gesagt: »Du hast hier ein schönes Leben und bei den Partisanen musst du wirklich kämpfen, da hast du nichts zu essen, da wirst du sterben!« Aber ich wollte trotzdem kämpfen, deswegen bin ich in der Nacht in den Krieg geflohen. Und ich bin da sehr schnell zurechtgekommen.

Meine politischen Kameraden haben mich manchmal darauf angesprochen, woher ich komme. Dazu eine Anekdote: Die jugoslawische Volksarmee führte eine Evidenz über alle kommunistischen Mitglieder der Partei. Es gab eine Auflistung, wo dann jeder Kommunist kommen und die Personendaten angeben sollte. Da gab es auch eine Frage zur sozialen Herkunft. Alle haben gesagt, sie stammen aus einer armen Bauernfamilie. Das war eine gute Empfehlung, ein gutes Zeichen dafür, dass man sich wirklich für diese Ideen einsetzt. Als ich gekommen bin, da haben sie auch nach meiner sozialer Herkunft gefragt, und ich habe gesagt, ich komme aus einer armen Händlerfamilie…

»Während des Krieges haben wir nicht so viel über Sozialismus gesprochen, denn wir mussten gegen den Feind und den Faschismus kämpfen.«

Was waren Ihre Aufgaben bei den Partisan_innen?

Braco: Obwohl ich Sohn eines Händlers und erst 16 Jahre alt war, wusste ich, was ich tun muss. Ich gehörte zu einer Gruppe von jungen Leuten in Prnjavor[8]. Da war noch ein Russe, der Sohn eines berühmten Anwalts. Er hat Radio empfangen können und da haben wir immer die Nachrichten gehört. Flugblätter vom Westen haben wir heimlich in der Nacht überall in der Stadt verteilt. Wir wollten informieren und die Infos weitergeben. Das war 1943, als Partisanen einen Großteil Jugoslawiens im Griff hatten.

Ich habe auch mit der fünften Brigade in Kozara[9] an allen Kämpfen teilgenommen. Wir haben in dieser Gegend die Garnison von Deutschen, Ustašas[10] und Četniks[11] angegriffen. Wir haben immer die Waffen von denen genommen. Das war im September 1943.

Wie sah der Alltag im Widerstand aus? Jelena, Sie hatten einerseits einen Posten als Assistentin von dem Kommissar, kämpften andererseits aber auch direkt an der Front?

Jelena: Man musste es so machen – mal so, mal so. Je nachdem, was gebraucht wurde. Als Assistentin vom Kommissar musste man sich an allen Aktionen beteiligen. Wir als Partisanen waren stets in Bewegung. Wir haben uns an das Prinzip gehalten, dass wir dort angreifen, wo wir die Mehrheit sind. Dafür sind wir in der Nacht manchmal 50 bis 70 Kilometer zu Fuß gegangen, um an einen bestimmten Ort zu kommen. Unsere Organisation hat sich sehr schnell verbreitet und am Ende des Krieges 1944 haben zu der Volksbefreiungsarmee[12] etwa 800.000 Partisanen gehört.

Braco: Das war alles zu Fuß mit ständigem Kampf. Sodass ich eigentlich das ganze Jugoslawien damals zu Fuß begangen habe, zusammen mit Jelena. Es kann sein, dass meine Beine deswegen jetzt so weh tun!

Jelena: Meine Füße sind gefroren in den Schuhen, ich konnte nicht einmal mehr die Zehen spüren. Zwei Monate hat es gedauert, bis das wieder normal wurde. Ich habe mit allen anderen Männern und Frauen gekämpft und habe Menschen gerettet. Einmal wurde ich auch angeschossen, in den Arm, die Kugel ist immer drin geblieben. Seit 1942!

Ich war damals mit meiner Gruppe bei Cetinjgrad[13], da gab es einen Kampf um einen Berg. Auf dem einem waren die Ustašas, auf dem anderen die Partisanen. Ich wollte mich unbedingt daran beteiligen, obwohl mir gesagt wurde, dass ich mich legen und nicht ins Feld gehen soll. Ich wollte es sehen, aber der Kommandant hat mir verboten, mich aus diesem Bereich zu bewegen. Trotzdem bin ich da hingegangen, und da wurde ich in den Arm getroffen. Ich hatte außerdem

»Einmal wurde ich auch angeschossen, in den Arm, die Kugel ist immer drin geblieben. Seit 1942!«

noch eine Wunde im Rücken, aber die Kugel im Arm ist für immer drin geblieben. Meine Finger wurden operiert, weil ich die nicht mehr bewegen konnte. Das war wegen der Kugel im Arm, weil da verschiedene Muskeln und Nerven zusammenhängen. Man sollte nicht so eigensinnig sein. Wenn einem gesagt wird: nicht hingehen, dann sollten Sie auch nicht hingehen. Das ist auch ein Ratschlag für Sie!

Gab es danach Ärger vom Kommissar?

Jelena: Es haben mich alle kritisiert deswegen.

Und wie war es, als Frau im Widerstand zu sein? Wurden Frauen als gleichberechtigte Kameradinnen anerkannt oder gab es auch Schwierigkeiten?

Jelena: Es waren schon die meisten Frauen gleichberechtigt, aber es gab natürlich auch Missverständnisse dabei. Es wurden den Frauen immer die Funktionen gegeben, die ihnen auch besser passen, z.B. war ich selber Sekretärin von einem Komitee in verschiedenen Gemeinden. Es war sehr selten, dass eine Frau Funktionen als Kommandant bekommen hat und das war dann natürlicherweise auch in Ordnung. Frauen waren meistens im Medizin-Bereich tätig. Die höchste Funktion, die ich erreichen konnte, war die Helferin von diesem Kommissar. Wenn die Frauen sich dafür interessieren, wie das mit der Periode und den Regelschmerzen bei den Partisanen war: Alle Frauen hatten keine Menstruation mehr vor Angst, vor Stress.

Ich kann mich noch erinnern, im Kontakt mit Muslimen habe ich auch Erfahrungen gemacht, weil ich an Treffen von Frauen teilgenommen habe. Es gab eine Sonderorganisation, Antifaschistische Frauenfront [14], und da waren einmal bei einem Treffen in einem Haus viele Frauen da. Ich habe gefragt, woher auf einmal die vielen Frauen kommen, ich habe die noch nie gesehen. Der Mann des Hauses hat gesagt, die vier gehören zu mir, die anderen drei zu meinem Sohn und die anderen paar gehören zu einem anderen. Das sind alle unsere Frauen. Das war eine Situation, wo ich nicht mehr wusste, wie können diese Frauen überhaupt gegen den Faschismus oder für die Emanzipation kämpfen, wenn sie in einer solchen Ehe leben?

Und dann habe ich zu meinem Mann gesagt, dass ich hoffe, dass er nicht so viele hat, weil er auch Muslim war. Ich habe nie geglaubt, dass eine Ehe so gut funktionieren kann wie unsere. Ich habe meinen Mann in der Brigade kennen gelernt. Er hat mir viel geholfen, bei verschiedenen Erklärungen, was die politischen Kontakte angeht und wie das überhaupt mit der muslimischen Gemeinschaft ist. Ich hatte früher keine Kontakte zu dieser Gruppe, aber er war ein ganz fröhlicher Mensch und er wollte viel erzählen. Wir waren sehr viel zusammen unterwegs und haben gemeinsam gesungen. Dann kamen die Partisanen und die Partei und die haben alle gesagt: Jetzt müsst ihr bei-

de entweder heiraten oder ihr dürft nichts mehr machen. Es gab keine andere Wahl. Daher mussten wir die Ehe schließen, obwohl wir nicht einmal miteinander gemeinsam intim waren oder miteinander geschlafen haben. Es wurde uns aufgezwungen. Mein Mann war wirklich ein besonderer Mensch, er war General, und noch dazu Leiter der Militärakademie. Wären alle so großherzig gewesen, dann wäre unser Staat auch nicht zerfallen.

Gab es Situationen, wo die Zivilbevölkerung negativ auf die Partisan_innen reagiert hat – sich z.B. nicht solidarisiert oder sie kritisiert hat?

Braco: Das war ein sehr kleiner Teil der Bevölkerung. Natürlich gab es auch Leute, die einfach geglaubt haben, besser überleben zu können oder auch profitieren zu können, wenn sie sich an die Seite des Besatzers stellen. Das war besonders in den Städten der Fall. Die waren in deren Dienst und haben mit dem Feind zusammengearbeitet. Aber eigentlich haben die meisten zur Volksbefreiungsarmee gehört und deswegen gab es am Ende des Krieges auch 100.000 Leute, die dazu gehört haben.

Haben Sie bereits während des Krieges das ganze Ausmaß wahrgenommen? Wussten sie von Konzentrations- und Vernichtungslagern?

Braco: Während des Krieges waren wir auch alle politisch aktiv, durch diesen politischen Aktivismus gab es einen Informationszufluss und es gab immer wieder Erklärungen, was in ganz Europa oder auf der Welt passiert. Wir waren schon auf dem Laufenden.

Wie haben Sie die Befreiung und das Ende des Krieges erlebt?

Jelena: Die Befreiung vom ganzen Land, das war ein Erlebnis, aber auch die Rettung eines jeden Menschen in unserer Gruppe – also die einen Kampf überlebt haben. Wenn wir danach gezählt haben, wie viele Leute es noch in den Gruppen gab, dann waren wir sehr glücklich, wenn immer noch alle dabei waren. Die schwierigsten Momente im Krieg sind, wenn junge Leute sterben, wir hatten wirklich sehr hübsche und kluge junge Männer, die gestorben sind. Das war dann sehr tragisch. Diese Verluste kann man nie vergessen. Als die allgemeine Befreiung proklamiert wurde, da haben sich natürlich alle gefreut, denn Krieg ist etwas sehr Schlimmes.

Braco: Es kam eine Anordnung von Tito[15] an alle Brigaden in ganz Jugoslawien, sich in Richtung Belgrad zu bewegen, um an der Befreiung der Stadt teilzunehmen. Das war nur dieses eine Mal, und es wird sich nie wieder wiederholen, dass alle Kämpfer aus ganz Jugoslawien gemeinsam an der Befreiung Belgrads teilnahmen. Zu der Zeit hat sich meine Division in Bosnien auch auf den Weg in Richtung Belgrad gemacht, nicht mit dem Zug, nicht mit dem Bus, sondern nur zu Fuß. Unterwegs hatten wir viele Kämpfe. Wir sind in der Gegend Belgrads angekommen, als der Kampf um die Befreiung der Stadt begann.

Ich kann mich noch erinnern, als Deutschland schon kapituliert hatte, da mussten wir immer noch mit Quislingen[16] kämpfen. Wir haben die stets angegriffen, sie wollten nie aufgeben. Als der Krieg wirklich zu Ende war,

da habe ich meinem Kommandanten gesagt, der Krieg ist endlich zu Ende. Er hat mich dann nur beschimpfen können, weil fünf Leute an dem Tag ums Leben gekommen sind, in diesen Kämpfen gegen die Quislinge.

Wie sind Sie nach dem Sieg mit Kollaborateur_innen umgegangen?

Braco: Sie waren sehr gut bewaffnet und jetzt werfen uns alle vor, dass wir besser Gerichtshöfe hätten gründen und in normalen Prozessen diese Probleme hätten lösen sollen. Damals hieß es: Entweder wir oder sie, es musste jemand überleben. Das war wirklich ein Kampf um die Macht. Nachträglich kann man immer sagen, das war umsonst, aber damals war es nicht so.

Während des Krieges gab es ja nicht nur gegen den offiziellen Feind viele Kämpfe, sondern auch mit Quislingen und Ustašas. Hitler hat ja aus Italien und aus Ungarn viele Ustašas hergebracht, und die Četniks wollten auch nicht mit Partisanen kämpfen. Sie haben gewartet, bis jemand anders den Staat befreit. Sie haben sich nur in den Bergen versteckt, und wollten dann trotzdem die Macht bekommen, als alles zu Ende ging. In Bosnien zum Beispiel hatte ich an dem Angriff in Doboj oder Tešanj[17] und in anderen Orten teilgenommen, da waren die Četniks überall. Und da musste man zuerst die wegjagen, um den Ort anzugreifen. Die Četniks haben mit Deutschen, mit Quislingen und mit Ustašas kollaboriert. Sie haben von denen Nahrungsmittel und Munition bekommen. Die gab es überall und sie waren sehr viele. Deswegen war das immer der erste Schritt in der Befreiung eines Ortes.

1944, Anfang 1945, nach der Befreiung Belgrads, sind die Russen nach Ungarn und Richtung Berlin gezogen. Es gab Deutsche, Ustašas, Četniks, Domobrani[18] aus Slowenien, die Anhänger von Ljotić[19] und so weiter. Natürlich gab es viele andere Verräter, verbrecherische Soldaten und überhaupt Kollaborateure. Sie wurden alle weggejagt und angegriffen. Aber die Engländer haben einen Teil dann doch in Schutz genommen. Als sie erfahren haben, dass sie doch Verbrecher und voll bewaffnet sind, mit Panzern z.B., haben sie diese Verbrecher wieder an die Partisanen zurückgegeben. Wir haben die getötet, weil wir wussten, dass sie nach drei Monaten wieder kommen würden, wenn wir sie nicht töten.[20]

In der Vojvodina[21], was über der Donau liegt, gab es viele Deutsche, die sich schon im 19. Jahrhundert in diesem Gebiet angesiedelt hatten. Ein Großteil von diesen Leuten war auf der Seite der Deutschen oder sie waren total passiv, sie haben sich also nicht zur einen oder zur anderen Seite bekannt. Niemand von denen ist zu

»Es waren schon die meisten Frauen gleichberechtigt, aber es gab natürlich auch Missverständnisse dabei.«

Jelena und Braco verabschieden sich nach dem Gespräch und der Übergabe von Geschenken

den Partisanen gekommen, um uns zu unterstützen. Mit denen gab es große Probleme. Nach dem Krieg haben die Deutschen das Land verlassen, aber während des Krieges sind auch noch Fehler unsererseits passiert, weil wir viele getötet oder nach Deutschland vertrieben haben. Das hätten wir nicht immer machen sollen, das tut uns sehr leid. Aber es gab andere Kämpfer in unseren Brigaden, deren Familienmitglieder von den Deutschen getötet wurden. Natürlich, wenn solche Truppen in der Vojvodina deutsche Kollaborateure trafen, oder vielleicht welche, die zu diesen Familien gehört haben, dann wurden die auch getötet. Wie gesagt, das tut uns sehr leid, solche Sachen passieren einfach im Krieg. Es tut uns leid für alle diese Opfer, die nicht hätten fallen müssen. Aber es war Krieg.

Nachdem alle Kämpfe vorbei waren und sie gewonnen hatten, wie würden Sie die Zeit beschreiben? Überwog die Erschöpfung oder war es eine Zeit des Aufbruchs?

Jelena: Wir haben in Komitees versucht, das Leben zu organisieren, es war alles in Trümmern und wir hatten nichts. Zu der Zeit war ich noch Sekretärin in Sarajevo, dazu habe ich noch studiert und ich war mit meinem ersten Sohn schwanger. Es war ein allgemeiner Kampf ums Überleben. Er wurde in Sarajevo geboren, als Baby von einem Monat wurde er mit einem LKW nach Belgrad geschleppt. So ein kleines Baby!

Es wurden sehr viele parteiliche Organisationen gegründet, auf allen Ebenen, in den Unternehmen und so weiter.[22] Wir waren keinesfalls enttäuscht, sondern sehr zufrieden mit der damaligen Situation in Jugoslawien. Wenn jetzt das Kapital wieder herrscht, dann ist das problematisch.

Braco: Nach dem Krieg war es ein wunderbares Land von sechs Völkern, das Land hatte einen sehr guten Ruf und wurde von allen sehr geschätzt. Als Tito gestorben ist, kamen 146 Staatschefs aus verschiedenen Ländern. Das ist niemals in der Geschichte, weder davor oder danach, passiert. Fragen sie mich nur nicht, warum dieses wunderschöne Land zerfallen ist.

Wie hat sich die Erinnerung an die Partisan_innen seit Kriegsende bis heute entwickelt? Wurden Sie dafür respektiert, dass Sie Jugoslawien befreit haben?

Braco: Wir haben in einer sozialistischen Gesellschaft gelebt. Heute möchte der Kapitalismus, dass unser Völkerbefreiungskampf vergessen wird. Es wird alles getan, damit diese Bemühungen, die Kämpfe gegen Hitler und seine Helfer, in Vergessenheit geraten. Dieser Friedhof, auf dem die Befreier Belgrads liegen, war die ganzen Jahre vollkommen vernachlässigt, ich selbst wollte gar nicht mehr hier herkommen. Erst vor zwei, drei Jahren wurde er erneuert, 65 Jahre nach der Befreiung, am 20. Oktober. Da kamen Russen,[23] weil es auch Soldaten der Roten Armee gibt, die hier begraben wurden. Die haben den Friedhof saniert und wieder sauber und schön gemacht. Das war das einzige Zeichen, dass sich jemand darum kümmert, sonst wird wirklich versucht, dass alle vergessen, dass wir in diesem Kampf waren und was wir alles geschafft haben.

Seit Jahrhunderten wird der Hass unter den verschiedenen Völkern und Religionen gefördert, wir haben kaum erst einmal geschafft, das alles zu versöhnen. Jetzt geht es wieder los, jetzt ist es wieder zerfallen.[24]

Jelena: Sie sollten als junge Leute schauen, dass nicht die Serben, Kroaten oder die Deutschen gehasst werden, sondern die schlimmen Leute an sich ausgeschlossen werden. Es sollte nicht nach dem Kriterium gehen, wer zu welcher Nation gehört. Das ist eine Frage, die in der ganzen Welt diskutiert werden soll.

»Wir haben die getötet, weil wir wussten, dass sie nach drei Monaten wieder kommen würden, wenn wir sie nicht töten.«

Braco: Es gibt nur einen einzigen Unterschied zwischen den Menschen: Es gibt gute und schlechte Menschen. Alles andere ist egal.

Erläuterungen

1 **Kordun** ist eine Region im heutigen Kroatien.

2 **Osijek** ist eine grössere Stadt im Nordosten Kroatiens.

3 **Sanski Most und Prijedor** sind Städte im Nordwesten von Bosnien und Herzegowina.

4 Der Begriff **Gastarbeiter** ist im (post-)jugoslawischen Kontext üblich und hat – anders als im Deutschen – keine abwertende Konnotation.

5 **Zagreb** ist die Hauptstadt Kroatiens, **Karlovac** ist eine grosse Stadt in Zentral-Kroatien.

6 **Maxim Gorki** (1868-1936) war ein russischer Schriftsteller und Revolutionär.

7 Die **Kommunistische Partei Jugoslawiens** (KPJ) gründete sich 1919 und wurde bei den ersten jugoslawischen Wahlen zur drittstärksten Partei. Ab 1921 musste sie aufgrund ihres Verbots im Untergrund arbeiten. Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges rief die KPJ zum Widerstand gegen die Besatzung auf. Unter der Führung des Parteivorsitzenden Josip Broz Tito nahm

sie die zentrale Rolle im Befreiungskampf ein. Nach 1945 übernahm sie deswegen die Staatsgewalt im sozialistischen Jugoslawien.

8 **Prnjavor** ist eine Stadt im Norden von Bosnien und Herzegowina.

9 In **Kozara** fand 1942 eine der zentralen Schlachten der Besatzer gegen die Partisan_innen statt.

10 Die kroatisch-faschistische **Ustaša-Bewegung** wurde ab 1941, mit der Gründung des faschistischen »Unabhängigen Staates Kroatien«, zur staatlichen Miliz, die in ihrem Selbstverständnis mit der deutschen Waffen-SS vergleichbar war. Sie war verantwortlich für zahlreiche Vertreibungs- und Vernichtungsaktionen. Zudem unterhielten Ustašas das grösste Konzentrationslager auf dem Balkan: das KZ Jasenovac.

11 **Četniks** waren Freischärler nationalserbisch-monarchistischer Ausrichtung, die in der überwiegenden Mehrheit mit der deutschen und italienischen Besatzung zusammenarbeiteten und gegen die Tito-Partisan_innen kämpften. Sie waren an Vertreibungs- und Vernichtungsaktionen beteiligt.

12 Die **Volksbefreiungsarmee** war der bewaffnete Arm der Volksbefreiungsbewegung, die durch die KPJ geführt wurde. In ihr waren die Partisan_inneneinheiten organisiert.

13 **Cetinjgrad** ist eine Gemeinde in Mittelkroatien.

14 Die **Antifaschistische Frauenfront (AFŽ)** wurde 1942 gegründet und war eine der grössten Massenorganisationen innerhalb der Befreiungsbewegung. Sie kämpfte gegen die faschistische Besatzung und für die Gleichberechtigung der Frauen.

15 **Josip Broz** (1892-1980), genannt Tito, war ab 1937 Vorsitzender der KPJ. Er organisierte und führte im Zweiten Weltkrieg massgeblich den antifaschistischen Widerstand gegen die Besatzung. Ab 1943 stand er an der Spitze der provisorischen Regierung, die während des gesamten Krieges Teile des Landes kontrollierte und ab 1943 auch von den Alliierten anerkannt wurde. Nach dem Krieg wurde er zuerst Ministerpräsident und später Präsident des sozialistischen Jugoslawiens und verfolgte mit seinem Dritten Weg eine sowohl von der Sowjetunion als auch vom Westen unabhängige Politik.

16 Als **Quislinge** werden allgemein Kollaborateur_innen bezeichnet, die mit der faschistischen Besatzung zusammenarbeiteten.

17 **Doboj und Tešanj** sind zwei kleine Städte in Bosnien.

18 **Domobrani** waren faschistische Kollaborateur_innen aus Slowenien, die gegen die Partisan_innen kämpften.

19 **Dimitrije Ljotić** (1891-1945) gründete die Jugoslawische Nationalbewegung Zbor, die eine religiös-klerikale, antikommunistische und antisemitische Ausrichtung hatte. Sie kämpfte an der Seite der faschistischen Besatzung.

20 **Braco** bezieht sich hier auf die Ereignisse 1945 bei Bleiburg.

21 **Vojvodina** ist der nördliche Teil von Serbien.

22 Gemeint ist hier das **jugoslawische Modell der sozialistischen Selbstverwaltung**.

23 Der damalige russische Staatspräsident **Dmitri Medwedew** besuchte 2009 Belgrad.

24 Gemeint sind die **Sezessionskriege der 1990er Jahre** auf dem Balkan.

FRITZ STERNHELL:
»Ich habe mich nie als Jude gefühlt.«

Fritz Sternhell 1948

Fritz Sternhell wird am 22.04.1924 in Wien geboren. Sein Vater arbeitet u.a. im diplomatischen Dienst für Österreich und als Geschäftsmann, während seine Mutter als Hausfrau tätig ist. Weil Fritz Sternhell nach den Nürnberger Gesetzen als Jude galt, floh er ein Jahr nach dem Anschluss Österreichs[1] mit einem Kindertransport nach London. Als sogenannter »enemy alien«[2] wird er in England 1940 interniert und nach Australien gebracht. Als sich 1942 für Sternhell die Möglichkeit ergibt, zur britischen Armee zu gehen, meldet er sich freiwillig und wird als Soldat in Ägypten, Syrien und Palästina eingesetzt. 1947 geht er zurück nach England und führt in einem Kriegsgefangenenlager Befragungen deutscher Soldaten durch.

Sternhell heiratet 1948 Lore Zimmermann (siehe S. 37), die als Kind kommunistischer Eltern aus Deutschland nach London geflohen war. Er arbeitete als technischer Leiter in einer Firma für Holzspielzeug und Möbel.

In was für einem Elternhaus sind Sie aufgewachsen?

Ursprünglich komme ich aus einem sehr reichen Haushalt. Mein Vater hatte in der österreichischen Botschaft in Den Haag gearbeitet und war von 1919 bis 1927 verantwortlich für die Demobilisierung der Mittelmächte. Danach war er Direktor einer Versicherungsgesellschaft. Meine Mutter kam aus Krakau, sie hat mit 16 geheiratet und war immer nur zu Hause. Ich war der Jüngste. Mein ältester Bruder, der 1934 schon Jurist war, war 16 Jahre älter als ich. Er schrieb für sozialdemokratische Zeitungen. Ich hatte von zu Hause nur einen ganz geringen religiösen Einfluss. Religion hat bei uns keine Rolle gespielt. Das erste Mal, dass ich in einer Synagoge gewesen war, war nach 1934, als ich ins Gymnasium kam. Wir haben mehr Weihnachten gefeiert als alles andere.

Bis 1929 hatten wir eine 14-Zimmer-Wohnung, zentral in Wien gelegen. Nach der Krise 1929[3], in der mein Vater den größten Teil seines Vermögens verloren hatte, lebten wir viel eingeschränkter. Wir zogen in eine dreieinhalb-Zimmer-Wohnung und ich verlor dabei mein Kindermädchen. Aber es war noch immer ziemlich bequem.

Wie würden Sie Ihre Eltern politisch beschreiben?

Fritz Sternhell als britischer Soldat in Tel Aviv

Meine Mutter hatte bestimmt überhaupt keine politischen Ideen. Mein Vater schwankte zu gewissen Zeiten zwischen allem Möglichen: von einem österreichischen, monarchistischen Nationalisten bis zum Teil national-jüdisch. Aber zum größten Teil war er ein einfacher österreichischer liberaler Monarchist.

Und wie sah Ihr damaliger Freundeskreis aus?

Als ich 1934 ins Gymnasium kam, hatte schon die Zeit des Austrofaschismus[4] begonnen. Schuschnigg[5] war damals Unterrichtsminister. Er hatte in den Gymnasien eingeführt, dass alle Klassen religiös separiert werden. Ich war in einer Schule, wo 50 Prozent oder mehr jüdische Kinder waren, ich kam in eine rein jüdische Klasse...

...dies war also kurz nach der Machtübertragung durch Engelbert Dollfuß?

Genau dann, ja. Doch diese Separierung gab es in Österreich durch die vielen Proteste nur für ein Jahr. Aber meine Schule blieb aus irgendwelchen Gründen separiert und wir waren bis zum Anschluss eine Klasse mit jüdischen Kindern. Es hatte zur Zeit des Anschlusses aber auch gewisse Vorteile: Wir wurden wenigstens nicht von anderen Kindern verprügelt.

Waren das die ersten Momente, in denen Sie Faschismus bewusst wahrgenommen haben?

Meine ersten Eindrücke gehen bis 1927 zurück, da war ich drei Jahre alt. Damals gab es den Brand des Wiener Justizpalasts.[6] Anlass dafür war ein Gerichtsfall. Es ging um eine faschistische Gruppe, die auf einen Umzug im Burgenland geschossen und dabei zwei Leute tödlich verletzt hatte. Beim Gerichtsprozess wurden einige der Angeklagten freigesprochen. Ich konnte das zu der Zeit natürlich nicht verstehen, aber an was ich mich erinnere, war die große Aufregung. Wir haben nicht weit vom Justizpalast gewohnt und mein Vater hat die Familie in ein Auto gepackt. Wir haben irgendwo auf dem Land einige Tage bei Verwandten übernachtet.

Doch vom wirklichen Einfluss des Faschismus erfuhr ich 1934, als der Generalstreik in Wien war. Wir wohnten nicht weit von einem Gemeindebau, den der Sozialistische Schutzbund gegen das Militär verteidigte. Ich kannte auch die Folgen davon, denn zu der Zeit war einer meiner Brüder im Spital und wenn wir ihn besuchen gingen, mussten wir durch den Teil des Krankenhauses durchgehen, wo Verletzte von den Straßenkämpfen im Februar 1934[7] lagen. Da war ich mir bewusst, was Faschismus ist.

Wie sah die Reaktion Ihrer Eltern auf die Machtübertragung des Austrofaschismus aus?

Sie waren nicht sehr interessiert, weil der Faschismus in Österreich ziemlich mild war. Ich weiß nur, dass mein ältester Bruder 1934 auch verhaftet wurde, aber es war kein großes Problem. Er war in Wien im Polizeigefängnis und mein Vater musste ihn von dort auslösen. Er holte ihn von dort ab und der Polizist rief: »Sternhell!« Mein Bruder sagte: »Für Sie bin ich immer noch der Doktor Sternhell.« Es war nicht so wie bei den Nazis.

»Religion hat keine Rolle bei uns gespielt. Wir haben mehr Weihnachten gefeiert als alles andere.«

Der Faschismus in Österreich war also »milder« als der Nationalsozialismus?

Ja, solange es Austrofaschismus war. Nach dem Anschluss war er viel schlimmer als irgendwo anders. Die Ausbrüche waren viel brutaler und sie kamen sehr plötzlich, denn während sich das in Deutschland über einige Jahre entwickelt hat, war es in Österreich sofort da. Es war zum großen Teil auch dadurch begründet, dass viele Nazis, die aus Österreich nach Deutschland geflüchtet waren, sofort zurückkamen. Auch erschienen viele Nazis, die illegal gearbeitet hatten – Nazis waren genauso verboten im Austrofaschismus wie alle Linken –, auf einmal an der Oberfläche.

Das Jahr 1938 bis 1939 war ein sehr schwieriges Jahr, obwohl ich persönlich davon weniger betroffen gewesen war. Doch ich weiß, dass Leute verhaftet wurden und ich habe gesehen, wie Leute in den ersten Wochen aus dem Fenster gesprungen sind und sich umgebracht haben. Überall sind Leute, die man kannte, verschwunden. Man sah jüdische Menschen, die von der SA verhöhnt und verspotten wurden. Es war

etwas Alltägliches in Wien.

Ich bin nach dem Anschluss kaum mehr in die Schule gegangen und deshalb viel in Wien auf den Straßen herumgelaufen. Was mich sehr betroffen hat, war, dass ich zwar in die Parks hineingehen konnte, doch auf allen Parkbänkchen draufstand: »Nicht für Juden.« Ich fühlte mich davon viel mehr betroffen als alles andere. Ich konnte auch nicht ins Kino gehen – überall, wo du hingingst, stand: »Nicht für Juden.«

Aber das einzige Mal, dass ich etwas bewusst erlebt habe, war, als ich mit einem Freund in Wien unterwegs war. Wir waren nicht als Juden erkennbar, doch wir trugen keine Hakenkreuze. Eine Frau kam auf uns zu und sagte: »Ihr seid jüdische Kinder, ihr sollt keine Lederhosen tragen!« Lederhosen gehörten nämlich zur österreichischen Nationaltracht.

Würden Sie sagen, Sie fühlten sich auch deswegen nicht vom Antisemitismus persönlich betroffen, weil Sie nicht religiös waren?

Ich habe mich nicht jüdisch gefühlt, ich habe mich nur als Wiener gefühlt. Aber es hat mich betroffen, weil ich gesagt habe: Es ist mein Wien. Und jetzt hat jemand gesagt: Es gehört dir nicht. Ich habe das als ungerecht empfunden und in dieser Hinsicht war ich betroffen. Aber mir ist auf der Straße nichts Schlimmes passiert. Ich war einmal unterwegs und wurde verprügelt, aber konnte davonlaufen. Die Leute, die in die Häuser kamen, waren zu faul zu uns zu kommen, weil wir im 4. Stock wohnten. Aber bedroht hat man sich natürlich dauernd gefühlt.

Fritz Sternhell mit seinen Eltern 1939

Für unsere erste Broschüre haben wir unter anderem mit Erika Baum gesprochen, die auch in den 1920ern in Wien geboren wurde. Sie kam aus einer kommunistischen Arbeiterfamilie und hat ebenfalls den Moment, als Dollfuß an die Macht kam, weniger als den entscheidenden Bruch wahrgenommen. Stattdessen war es der Einmarsch der deutschen Nazis, wie sie mehrmals betont hat.

Richtig, der Anschluss war ein großer Bruch. Die Machtergreifung von Dollfuß war auch ein gewisser Bruch. Zum Beispiel war die Ambition meines ältesten Bruders ursprünglich Richter zu werden, was im Austrofaschismus als Jude nicht möglich war. Aber man glaubte noch immer eine Zukunft zu haben.

Es ist eine typische Wiener Einstellung, dass man alles nicht sehr ernst nimmt. Damit bin ich aufgewachsen. Als ich 1954 das erste Mal wieder nach Wien zurückkam, war meine Frau dabei und ich wollte ihr zeigen, wo ich herkomme. Wir standen auf der Straße vor unserer letzten Wohnung und ich zeigte wo unsere Fenster waren. Dort war auch ein Gemüseladen – derselbe Laden, den es schon gab, als wir noch dort wohnten. Die Verkäuferin vom Laden kam heraus und hat uns gesehen. Sie schaute mich an und auf einmal hat ihr Gesicht aufgeleuchtet, denn sie glaubte, dass sie mich erkannt hat. Wen sie wirklich erkannt hat, war aber mein Bruder, der damals so alt war wie ich 1954. Und sie sagte: »Aber Herr Doktor, wo warn‘s denn die ganzen

Joahr?« Als ob nichts gewesen wäre – das ist eine typische Wiener Einstellung.

Wie reagierte Ihre Familie auf den »Anschluss« Österreichs?

Meine Brüder sind sofort in den ersten Tagen in die Schweiz geflüchtet, bevor diese ihre Grenzen sperrte. Mein ältester Bruder hat dauernd nach Hause telefoniert und meinem Vater gesagt, er soll mich aus dem Land herauszubringen. Mein Vater war ursprünglich nicht dafür, denn er hatte Angst um mich, weil ich ja der Jüngste war – ich war gerade einmal 14 Jahre alt. Aber mein ältester Bruder hat immer gesagt, wenn ich irgendwo ins Ausland geschickt werde, würde er für mich verantwortlich sein. Mein Vater hat das dann auch langsam eingesehen und nach dem November 1938, also nach der »Kristallnacht«[8], hat er dann versucht, mich rauszubringen. Er hatte einen sehr großen Bekanntenkreis und ich wurde für einen Kindertransport nach England[9] eingetragen. Am 15. März 1939 kam ich dort an. Ich habe immer gedacht: Eines Tages werde ich nach Wien zurückkommen. Ich habe das immer gedacht, auch als ich nach England kam. Meine Brüder sind nach Amerika gegangen.

Wie verlief Ihre Ankunft in England?

Ich kam nach Liverpool Street Station, wo alle Kindertransporte ankamen. Ich war zu dem Transport zugeschrieben, aber ich hatte niemanden der mich abholt. Als alle weg waren, blieben drei Kinder übrig und ich war eines von denen. Das Empfangskomitee hat uns in ein Hostel gebracht, wo wir über Nacht blieben. Am nächsten Tag kam eine Frau und hat uns London gezeigt. Sie hat als Frau selbst einen roten Rolls-Roice chauffiert, das hatte ich noch nie gesehen! Und sie hat auf öffentlicher Straße Zigarette geraucht! Wir wurden dann wieder zur Liverpool Street Station gebracht und fuhren in ein Camp. Am Wochenende kamen Familien raus und haben sich Kinder ausgesucht. Aber es gab keine Nachfrage für 15-jährige Jungen. Wenn sie ältere Kinder haben wollten, wollten sie Mädchen, die im Haushalt helfen konnten.

»In Deutschland hat sich das über einige Jahre entwickelt. In Österreich, in Wien, war es sofort da.«

In dem Camp wurde uns auch Englisch beigebracht. Im November 1939 wurde ich dann nach Wellingborough geschickt, um dort in einer Lederbearbeitungsfabrik zu arbeiten. Wir kamen als billige Arbeitskräfte an – es war ein richtiger Ausbeutungsbetrieb. Ich habe zu den Arbeitern gesagt: »Warum seid ihr nicht organisiert? Warum habt ihr keine Gewerkschaft hier?« Da hat die Leitung mich wieder zurück ins Camp nach Barham House geschickt. Ich war ein schlechter Einfluss. Das war kurz vor meinen 16. Geburtstag und ich wusste, wenn ich 16 bin muss ich mich als Ausländer registrieren. Aber ich kam nicht vor das zuständige Tribunal, denn am 12. Mai 1940 fand die allgemeine Internierung aller Ausländer[10], die in einer gewissen Entfernung von der Küste lebten, statt.

Ich wurde auf der Isle of Man inter-

niert, von wo aus Transporte nach Kanada gingen. Ich habe sofort versucht, auf einen dieser Transporte zu kommen und gelangte auf ein Schiff nach Glasgow. Ich war schon auf dem Weg von meinem Schiff auf das, das nach Kanada ging, da hat der Kapitän gesagt, er nimmt keine Leute mehr. Also ging es wieder runter...

...Sie wollten zu Ihren Brüdern?

Ja, ich dachte Kanada ist besser als Großbritannien und eine Möglichkeit nach Amerika zu kommen. Ich bin dann auf einen anderen Transport gekommen. Doch dieses Schiff ging nicht nach Amerika und auch nicht nach Kanada, sondern nach Australien. Das war die Dunera[11], der einzige Transport nach Australien. Es war eigentlich ein Truppentransportschiff für vielleicht 600 Personen, aber wir waren über 2.000. Wir lagen auf dem Boden oder auf den Tischen und hatten zum Teil Hängematten. Insgesamt waren wir 56 Tage unterwegs. Schon am zweiten Tag wurden wir von einem deutschen Unterseeboot mit zwei Torpedos beschossen. Es hat gemeldet, dass es uns versenkt hat, doch ein Torpedo ging fehl und einer ist nicht explodiert.

Es gab viele Übergriffe auf dem Schiff. Die Besatzung bestand größtenteils aus demoralisierten Soldaten. Leute wurden ausgeraubt und wir wurden sehr schlecht behandelt. Doch schon nach ein paar Tagen habe ich einen deutschen Kinderarzt kennengelernt. Ich war die ganze Zeit auf dem Schiff und auch in Australien mit ihm zusammen. Er war ein wunderbarer Charakter. Über ihn war ich die ganze Zeit in den Camps mit einer Gruppe von Ärzten unterwegs und habe in diesen zwei Jahren vieles gelernt.

Schon kurz nach unserer Ankunft wurden im Parlament Anfragen gestellt, was mit uns geschehen ist, und jemand wurde zu uns geschickt. Es gab dann ab 1942 die Möglichkeit, zum Militär zu gehen, doch ich war erst einmal noch nicht alt genug, denn ich war noch nicht 18. Ich habe mich aber, sobald es möglich war, gemeldet, denn ich konnte anfangs nicht schnell genug zum Militär kommen. Ich dachte, es wäre eine Pflicht etwas zu tun, um das Dritte Reich möglichst bald zu beenden. Aber ich habe nach kurzer Zeit gemerkt, dass sie auch ohne mich den Krieg gewinnen können. Deshalb habe ich die meiste Zeit beim Militär dann irgendwie gefüllt.

Eigentlich wäre ich nach meiner militärischen Ausbildung nach Schottland gekommen, aber ich wollte nicht dorthin. Deswegen habe ich mich krankgemeldet. Das hat mir wahrscheinlich das Leben gerettet. Denn von den Kollegen, mit denen ich meine Ausbildung gemacht habe, hat keiner den D-Day[12] überlebt. Sie sind einen Tag nach dem D-Day als Kanonenfutter eingesetzt worden. Ich bin stattdessen nach Nordafrika gekommen und war in Ägypten, Syrien und Palästina. In Palästina begannen schon bald die Unruhen und sie haben alle jüdischen Soldaten abgezogen...

Mit welcher Begründung?

Weil es verschiedene jüdisch-nationalistische Anschläge gab und um nicht irgendwelche Konflikte zu haben. Aber in meinen Papieren stand nie »jüdisch«. Ich habe immer »Agnostiker« oder »keine Religion« angeben. Eines Tages hatte ich eine unangenehme Situation als eine Waffendurchsuchung lief, von der auch eine Schwägerin meines Bruders betroffen war, bei der ich öfters gewe-

sen bin. Ich war mit einem Panzerauto dabei. Also ging ich zu meinem Vorgesetzten und sagte: »Ich bin jüdisch.« Er antwortete: »Nein, du bist nicht jüdisch. You are a British soldier and you will do your duty.«

Ich musste zu höheren Instanzen gehen und wurde schließlich 1946 nach Tripoli in Nordafrika versetzt. Insgesamt war ich zwei Monate unterwegs und hatte dann erst einmal Urlaub in England. Dort habe ich gesehen, dass Dolmetscher für deutsche Kriegsgefangene gesucht werden. Ich wurde genommen. Wir haben jeden Monat 1.000 deutsche Kriegsgefangene ins Lager gebracht. Unsere Aufgabe war es, diese zu klassifizieren. Das war unmöglich, denn wir waren nur drei Dolmetscher für 1.000 Kriegsgefangene. Es war eine reine Formalität. Wir haben gesagt, dass wir über alle Informationen zu ihrer Vergangenheit verfügen und wenn sie diese nicht korrekt im Fragebogen angeben hat das schreckliche Konsequenzen. Und die deutschen Soldaten haben die Bögen meist richtig ausgefüllt und alles gesagt. Wir haben klassifiziert: potenzielle Kriegsverbrecher, Andere, die sofort entlassen werden, und eine dritte Gruppe, bei der es unklar ist und die noch einmal vernommen wird. Die meisten kamen in die letzte Gruppe. Die Kriegsverbrecher kamen dann in ein anderes Lager, wo sie auch noch einmal vernommen wurden.

Fritz und Lore Sternhell 1978 in Moskau

Ist es Ihnen über die Fragebögen gelungen, Kriegsverbrecher zu finden?

Wir haben nur wenige Kriegsverbrecher gefunden, aber Leute, die es wert waren, näher verhört zu werden. Meist waren es Soldaten, die zu einer bestimmten Zeit in Russland gewesen waren.

Bestand ein feindliches Verhältnis zwischen Ihnen und den deutschen Soldaten?

Nein, manche haben mir sogar noch geschrieben, nachdem sie entlassen waren. Manche hatten schon etwas auf dem Gewissen, aber das wollten sie am liebsten vergessen. 1942/43 war es eine andere Situation und sie glaubten die Welt gehört ihnen. 1945 war das dann schon anders...

...was haben Sie am 8. Mai 1945 gemacht?

»Ich habe mich, sobald, es möglich war, zur britischen Armee gemeldet. Ich dachte, es wäre eine Pflicht, etwas zu tun, um das Dritte Reich so möglichst bald zu beenden«

Ich war außerhalb von Kairo stationiert. Wir sind ins Zentrum hinein und haben viel getrunken und jubiliert. Es war zu Ende, doch wir wussten genau, dass es noch lange dauern wird bis man wieder wegkommt.

Ihr ältester Bruder überredete Ihren Vater, Sie außer Landes zu bringen. Aber was passierte mit Ihren Eltern?

Mein Vater verließ sich darauf, dass die Westmächte die Minoritäten in allen Friedensverträgen garantiert hatten. Er hat nie geglaubt, dass das, was später passierte, überhaupt möglich sei. Als er es endlich eingesehen hat, hatte er Schwierigkeiten aus Österreich wegzukommen. Wie gesagt, er war bis 1927 verantwortlich für die Demobilisierung der Bestände der Zentralmächte. Und nach dem Anschluss haben sie das irgendwie herausgezogen und ihm vorgeworfen, er wäre verantwortlich für Steuerbeträge vor 1927. Deswegen hat er keinen Reisepass bekommen.

Mein Bruder hat sich sehr bemüht, amerikanische Visa für unsere Eltern zu bekommen. Anfang 1940 war es dann endlich soweit. Die einzige Möglichkeit war es, über Lissabon per Flug nach Amerika zu kommen. Doch auf dem Weg in Wien zum portugiesischen Konsulat fiel mein Vater hin. Er hat sich ein Bein gebrochen und war nicht mehr reisefähig. Als er wieder gesund war, war die Möglichkeit über Lissabon nicht mehr gegeben. Er konnte nicht weg. Doch die Abtransporte aus Wien hatten schon begonnen.

Mein Vater hatte einen großen Bekanntenkreis und sprach alle Sprachen der alten österreichischen Monarchie. Er hat sich vermutlich gesagt, dass Budapest noch sicher ist. Horthy[13] hatte genug Einfluss in Budapest, deshalb gab es zwar außerhalb Abtransporte, aber in der Stadt selbst nicht. Mein Vater hat versucht mit falschen Papieren nach Budapest zu kommen.

Wie haben Sie davon erfahren?

Ich bekam das nur mit, weil mein Bruder 1945, als er als amerikanischer Soldat in Heidelberg stationiert war, inoffiziell mit einem Jeep nach Wien gefahren ist. Er hat zwei Spuren von meinen Eltern gefunden: Einen Cousin meines Vaters, der die ganze Zeit in Wien versteckt gewesen war, und einen Freund meines Vaters. Die letzte Nachricht war eine Karte, die mein Vater von außerhalb von Budapest an seinen Freund geschickt hat. Das war die letzte Spur von ihnen. Sie waren auf keinen Transporten, denn die Deutschen waren mit ihren Listen sehr gründlich. Alles wurde aufgeschrieben, aber meine Eltern erscheinen auf keinem Transport. Sie sind einfach außerhalb von Budapest verschwunden. Die Annahme war, dass sie noch Wertgegenstände bei sich hatten und auf dem Weg ermordet wurden. Sie haben nie Budapest erreicht, aber sie hatten außerhalb irgendwo übernachtet.

Mein Bruder musste dann zurück nach Heidelberg. Er war sehr davon betroffen, dass er die Eltern nicht herausgebracht hatte. Das hat ihn sehr beeinflusst. Er war 44 Jahre alt, als er gestorben ist. Ich habe ihn nie wieder gesehen, aber wir haben uns dauernd geschrieben. Er hat sehr viel für mich getan. Mein ältester Bruder ist die Person, die mir in meiner Familie am nächsten stand. Ich war nie sehr eng mit meinen Eltern. Er war für mich zum großen Teil eine Vaterfigur.

Welche Rolle hat für Sie die Frage gespielt, wie es Ihren Eltern geht?

Was mit meinen Eltern geschehen ist, darüber wurde ich mir erst nach 1945 bewusst. Vorher wussten wir nur zum Teil von Vernichtungslagern, das änderte sich erst 1944. Was ich zu der Zeit wollte, war, das Ganze zu Ende bringen und zurück gehen. Ich wollte nach Wien und sehen, was man da noch aufbauen kann. 1944 war ich 20 Jahre alt und hatte idealistische Vorstellungen, dass es eine andere Welt werden wird. Ich habe auch geglaubt, mein Bruder würde zurückkehren. Aber er hatte in eine jüdische Familie hineingeheiratet, wo es keine Frage war, ob sie zurückgehen wollten oder nicht. Seine Frau in Amerika kam auch aus Wien, aber sie und ihre Familie wollten gute Amerikaner werden. Ich hingegen fühle mich heute noch als Wiener, ich habe einen österreichischen Pass und ich wähle bei jeder Wahl in Österreich. Ich würde heute noch lieber als morgen zurück nach Wien fahren. Trotz alledem.

Obwohl das der Ort ist, von dem Ihre Familie fliehen musste?

Damit haben ja die Häuser nichts zu tun. Wer das gemacht hat, waren die Menschen zu der Zeit und die sind lange tot. Die Wiener Sprache, die Wiener Art, das ist etwas, was für mich Heimat ist. Obwohl das Wien heute natürlich anders ist als damals. Damals lebten 300.000 Juden dort. Nicht Juden nach jüdischer Religion, aber Juden nach den Nürnberger Gesetzen. Es gab eine jüdische Gemeinde von etwa 180.000 Menschen. Jetzt ist es eine jüdische Gemeinde von rund 5.000.

Das Interview wurde am 19.03.2012 in Oxford geführt.

Erläuterungen

1 Im März 1938 marschierten Truppen der Wehrmacht in Österreich ein und sicherten den **»Anschluss« an Nazi-Deutschland**. Bei einer Volksabstimmung im April stimmten nach offiziellen Angaben fast hundert Prozent für den »Anschluss«. Die bisher in Nazi-Deutschland beschlossenen Massnahmen und Gesetze wurden innerhalb von kurzer Zeit umgesetzt.

2 Als **enemy alien** (»feindliche_r Ausländer_in«) wurden in Grossbritannien während des Zweiten Weltkriegs diejenigen Personen bezeichnet, die eine Staatsbürgerschaft von Staaten besassen, mit denen Grossbritannien im Krieg war. Dies betraf auch viele Menschen, die aus Nazi-Deutschland geflohen waren.

3 Der **Zusammenbruch der New Yorker Börse** im Oktober 1929 entwickelte sich in den Monaten darauf zu einer globalen Wirtschaftskrise. Weltweit schlossen Banken, Menschen verloren ihr Vermögen, die Arbeitslosigkeit stieg und die Armut verschärfte sich. Die bis dahin heftigste Krise des kapitalistischen Systems findet erst in der aktuellen Finanz- und Wirtschaftskrise wieder eine vergleichbare Situation.

4 Der **Austrofaschismus** wurde massgeblich von dem österreichischen Politiker Engel-

bert Dollfuss entwickelt. Als dieser 1932 zum Bundeskanzler ernannt wurde, begann er den Austrofaschismus als Herrschaftssystem in Österreich zu etablieren. Er orientierte sich hierbei am italienischen Faschismus und nicht am Nationalsozialismus. 1934 wurde Dollfuss bei einem gescheiterten Putschversuch von österreichischen Nazis erschossen. Nach seinem Tod gewannen die Nazis an Einfluss und seine Nachfolger arbeiteten bis zum Anschluss eng mit dem deutschen Regime zusammen.

5 Der Austrofaschist **Kurt Schuschnigg** (1897-1977) wurde nach der Ermordung von Engelbert Dollfuss österreichischer Bundeskanzler. Nach dem Anschluss wurde er von der Gestapo inhaftiert und später unter bevorzugter Behandlung ins KZ Sachsenhausen gesperrt.

6 Der Wiener **Justizpalastbrand** im Juli 1927 wurde durch den Freispruch mehrerer Frontkämpfer ausgelöst, die zuvor einen Kriegsinvaliden und ein Kind erschossen hatten. Beide hatten an einer sozialdemokratischen Kundgebung teilgenommen. Am Tag nach dem Urteil kam es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Polizei und sozialdemokratischen Arbeiter_innen, bei denen der Justizpalast gestürmt und in Brand gesetzt wurde. Insgesamt starben über 80 Demonstrant_innen und auch unbeteiligte Passant_innen sowie fünf Polizisten.

7 Bei den **Februarkämpfen 1934** zwischen dem Republikanischen Schutzbund der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP) und der austrofaschistischen Regierung wurden mehrere hundert Menschen ermordet. Ausgelöst wurden die Unruhen durch das austrofaschistische Vorgehen gegen den Schutzbund.

8 Siehe zu **»Kristallnacht«** Fussnote 8 auf Seite 15

9 Die **Kindertransporte** ermöglichten es tausenden von meist jüdischen Kindern aus Nazi-Deutschland und Österreich, der Tschechoslowakei sowie Polen nach Grossbritannien zu fliehen. Initiiert wurden diese Transporte von der dortigen jüdischen Gemeinde in Folge der Novemberpogrome 1938.

10 Am 12. Mai 1940 ordnete der damalige britische Innenminister John Anderson die **Internierung aller männlichen feindlichen Ausländer in Küstennähe** an. Dies betraf über 2.000 Männer ab 16 Jahre. Als Begründung wurde angegeben, diese Personen könnten eine feindliche Invasion unterstützen. Ab dem 28. Mai desselben Jahres wurden Frauen ebenfalls interniert. Ende Juli 1940 stoppte die britische Regierung weitere Internierungen, hielt jedoch grundsätzlich bis Herbst 1942 an der Aktion fest.

11 **His Majesty's Transport Dunera** war ein britisches Passagierschiff und Truppentransporter für ca. 1.500 Personen. Im Juli 1942 fuhren damit etwa 300 mangelhaft ausgebildete Soldaten über 2.500 internierte **enemy Alien** nach Australien. Von diesen »feindlichen Ausländern« waren etwa 2.000 Verfolgte aus Deutschland und Österreich – die meisten davon jüdisch – und ungefähr 500 italienische und deutsche Kriegsgefangene und Nazis.

12 Mit dem Ausdruck **D-Day** ist meist der Tag der Landung der westlichen Alliierten am 6. Juni 1944 in der französischen Normandie gemeint. Damit wurde die zweite Front der Anti-Hitler-Koalition eröffnet. An diesem Tag verloren rund 12 000 alliierte Soldaten ihr Leben.

13 **Miklós Horthy** (1868-1957) war ein Offizier und Politiker, der von 1920 bis 1944 Ungarn regierte. Hierbei orientierte er sich zunächst am italienischen Faschismus und am Austrofaschismus, später am Nationalsozialismus. Auch wenn er mehrere antisemitische Gesetze erliess, folgte er zumindest zeitweise nicht der Forderung Nazideutschlands, als jüdisch eingestufte Menschen zu deportieren.

LORE STERNHELL:
»Ich dachte, dass das alles normal sei.«

Lore Sternhell 1948

Lore Amanda Sternhell wird am 25.08.1930 als Lore Amanda Zimmermann in Ruhla (Thüringen) geboren. Ihr Vater ist Lehrer, ihre Mutter arbeitet als Hausfrau. Weil Zimmermanns Vater Kommunist ist, muss er 1932 untertauchen. Zusammen mit ihrer Mutter und ihren zwei Geschwistern flieht sie nach Prag und von dort aus mit einem Kindertransport nach England. Schließlich wird sie mehrere Jahre in Schottland untergebracht, wo sie zur Schule geht und später eine Ausbildung als Schneiderin beginnt.

1947 kehrt ihre Mutter nach Deutschland zurück. Zimmermann selbst beschließt, in England zu bleiben und heiratet 1948 Fritz Sternhell (siehe S. 27), der als jüdisches Kind vor den Nazis aus Wien nach London geflohen war.

Aus was für einem Elternhaus kommen Sie?

Mein Vater war in der KPD, aber er kam nicht aus einer kommunistischen Familie. Meine Mutter hingegen schon, mein Großvater mütterlicherseits war einer der Gründer der Gewerkschaften in Deutschland. Sie hatte acht Brüder und fast alle waren politisch aktiv. 1932 musste mein Vater verschwinden, um einer Verhaftung zu entgehen. Er wurde gefeuert, weil er kein Blatt vor den Mund nahm. Er war ein Freidenker. Doch wo wir lebten, waren die Nazis schon früher an der Macht als anderswo in Deutschland.

War Ihre Mutter auch politisch aktiv?

Sie wird zu Demonstrationen gegangen sein. Sie hatte einen politischen Hintergrund, aber ich denke nicht, dass sie besonders aktiv war.

Ihre Eltern waren also Gegner des Nationalsozialismus, antifaschistisch, kommunistisch...

Ja, anfangs sind die Faschisten vor allem die politischen Leute angegangen...

Ihr Vater verlor auf Grund seiner offenen politischen Aktivitäten seine Arbeit und sein Einkommen, Ihre Familie verlor ihr Haus. Und dann verschwand Ihr Vater?

Er ging in den Untergrund und versteckte sich, weil er nicht am gleichen Ort bleiben konnte, denn ansonsten hätte ihn die Polizei gekriegt. Es gab ein Netzwerk von Leuten, wo er untergekommen ist.

Und wo lebten Sie?

Wir lebten an verschiedenen Orten, wo meine Mutter ein Zimmer und Arbeit bekam. Wir Kinder gingen immer nur morgens zu Schule. Meine Mutter ging also zur Arbeit und ich blieb zu Hause. Ein Nachbar passte auf mich auf. Und wenn meine Schwester dann von der Schule zurückkam, war sie es, die auf mich aufpasste.

Das war, als Sie drei, vier Jahre alt waren?

Ja, doch eines Tages zogen wir alle zu unserer Großmutter in einem Dorf in der gleichen Gegend. Ich nehme an, meine Geschwister Sonja und Klaus gingen zur Schule und meine Mutter ging arbeiten. Dort gab es einen Onkel, der Bruder meines Vaters. Er hatte ein kleines Kind und dessen Mutter hat auf mich aufgepasst, wenn meine Mutter arbeitete. Manchmal sagte meine Mutter zu mir: »Komm, wir besuchen jetzt einen Onkel. « Ich denke, es war kein Onkel, sondern mein Vater, aber ich durfte das nicht wissen.

Wenig später waren wir wieder unterwegs, um einen Onkel zu besuchen. Wir vier stiegen in den Zug und fuhren sehr lange. Als wir ausstiegen, trafen wir einen Mann, der uns half, die Grenze zur Tschechoslowakei zu überqueren. Das war 1936 und ich war fünf Jahre alt, meine Geschwister zwölf und elf. Wir mussten durch einen Wald gehen und einen Bach durchqueren. Der Mann sagte zu meiner Mutter: »Du nimmst die Kleine und ich nehme die anderen zwei. Wir gehen getrennt und treffen uns dann.« Ich dachte, dass das alles normal sei. An mehr kann ich mich nicht mehr erinnern, wir stiegen in einen anderen Zug

und fuhren nach Prag. Mein Vater hatte ein Zimmer dort und wir stießen zu ihm. Wir lebten zu fünft in dem Zimmer, es war eine Art Mietwohnung. Dann war es wie immer: Sie mussten immer alle zu politischen Treffen gehen und ich blieb alleine zu Hause…

Wer ging zu den Treffen?

Meine Mutter und mein Vater. Aber ich bemerkte nicht wirklich, dass es mein Vater war. Ich kannte ihn nicht, weil ich noch so jung war und er immer arbeiten ging und sich dann verstecken musste. Ich wusste, dass es ihn gab, aber ich habe ihn nicht erkannt.

Wie sind Sie mit der Flucht als Kind zurechtgekommen?

In einer der Herbergen spielten wir Kinder ein Spiel. Es hatte damit zu tun, dass wir die Grenze überqueren. Ich denke, ich hatte eine Fähigkeit entwickelt: Wenn ich etwas nicht mag, tue ich so als wäre es nicht da. Und das funktioniert für eine Weile. Ich habe es getan, seitdem ich klein war – ich mag eine Ahnung gehabt haben, dass es gefährlich war. Denn als ein Kind bekommst du oft Botschaften von den Erwachsenen, weniger in Bezug auf das, was sie sagen, aber mehr in Bezug auf Spannungen, Stimmungen und ähnliches. Ich denke, ich wusste, dass es gefährlich war, von dem Moment an, als die Polizei in Prag kam und diesen Mann festnahm. Ich war im selben Raum und konnte das Schlagen gegen die Tür hören. Und ich dachte: »Das ist die Polizei! Ich sollte ihn warnen, damit er fliehen kann.« Doch ich war acht und tat nichts. Es war die Polizei und sie nahmen ihn mit.

»Nicholas Winton drängte darauf, dass etwas getan wird, um die Kinder vor Hitler zu retten. «

Wurden Sie in Prag unterstützt? Wie sah Ihr Leben dort aus?

In Prag gab es eine Flüchtlingsorganisation. Es waren alles politische Flüchtlinge, manche von ihnen waren auch jüdisch. Einmal pro Woche gingen wir in eine Herberge, um etwas zu essen, und einmal pro Woche kamen wir zu einer tschechischen Familie, die Flüchtlinge unterstützte, und wo es ebenfalls etwas zu essen gab. Sie sprachen alle deutsch. Als ich sechs war, ging ich auf eine deutsche Schule in Prag. Das war 1936. Wir lebten ungefähr ein Jahr zusammen. Dann fand mein Vater eine andere Frau. Er nahm den Jungen und sie gingen nach Frankreich. Ich denke, es war in Prag zu diesem Zeitpunkt sehr schwierig geworden, weil es einen allgemeinen Versuch gab, rauszukommen. Meine Mutter war mit uns beiden Mädchen zurückgeblieben.

Wir gingen in eine Herberge und als diese schloss, in eine andere. Und dann in die nächste. Zuerst konnte ich noch für ein paar Jahre auf eine tschechische Schule gehen, doch dann wurde die politische Situation zunehmend brenzliger. Der Anschluss Österreichs 1938 und der Anschluss des Sudetenlands 1939[1] veränderten unsere Situation. Als das Sudetenland besetzt wurde, wurde es schwierig, und die Kindertransporte begannen. Jemand dachte: Wir müssen

die Kinder da heraus holen. Das war Nicholas Winton[2], ein Börsenmakler. Er drängte darauf, dass etwas getan wird, um die Kinder vor Hitler zu retten. Es war offensichtlich, dass er eines Tages auch die Tschechoslowakei besetzen wird. Sie fotografierten alle Kinder, schickten die Fotos nach London und organisierten Sponsoren. Diese spendeten 50 Pfund pro Kind. Die Idee, die hinter der Spende steckte, war, dass ein Kind reindarf, wenn es 50 Pfund gibt, mit denen später wieder der Weg nach Hause bezahlt werden kann. Winton sorgte dafür, dass viele Menschen 50 Pfund spendeten, damit die Leute, die kein Geld hatten, auch Kinder nehmen konnten. Und so starteten die Kindertransporte von Prag.[2]

Konnte Ihre Schwester auch mit einem der Kindertransporte fliehen?

Sonja war im Krankenhaus, deswegen konnte sie nicht mit. Als sie wieder reisefähig war, wurde sie nicht mehr genommen, denn sie hatte schon die Altersgrenze überschritten.

Hitler marschierte im März 1939 in Prag[3] ein. Wir nahmen alle unsere klei-

Lore Sternhell in Schottland

»Ich hörte niemals irgendwen etwas sagen über jüdische oder nicht-jüdische Kommunisten. Es war einfach eine andere Stimmung.«

nen Koffer und gingen aus der Herberge, weil wir nicht dort gefunden werden wollten. Es wäre zu auffällig gewesen, wenn alle diese Kommunisten zusammen gewesen wären. Es gab ein Netzwerk von Sympathisanten und meine Mutter, ich und ein anderer Mann gingen zu einer sehr aktiven Sympathisantin. Doch die Polizei kam und verhaftete ihn, denn sie wussten, wo sie nachschauen mussten. Ich habe dann erst einmal in einem Krankenhaus geschlafen, es war nur für ein paar Wochen. Dann kam ich bei der Partnerin von meinem Vater unter. Ich mochte sie gerne, aber meine Mutter war sehr ablehnend in Bezug auf sie.

Ich blieb dann erst einmal da – sogar als Hitler in Prag einmarschierte. Ich kann mich immer noch daran erinnern, wie die Soldaten kamen, es gab keinen Widerstand. Eigentlich hatten die Tschechen eine schlagkräftige Armee, aber weil sie aus dem Völkerbund nicht unterstützt wurden, kämpften sie nicht. Es gab keinen Grund, viele Menschen sterben zu lassen.

Einmal musste ich für die anderen Zigaretten holen. Mir wurde gesagt: »Du bist ein kleines tschechisches Mädchen! Du sprichst kein Deutsch!« Zu diesem Zeitpunkt konnte ich schon flüssig und ohne Akzent Tschechisch sprechen.

Wie sind Sie dann nach England gekommen?

Meine Mutter ging zu einem Komitee für Flüchtlinge, um dort zu helfen. Sie fragten sie nach ihrem Namen und sie antwortete: »Friedel Zimmermann.« Das Komitee sagte erstaunt: »Zimmermann? Wir suchen schon seit Monaten eine Lore Zimmermann!« Meine spätere Gastmutter in Schottland, Mrs. Hamilton, hat mir extra ein Ticket zugeschickt. Dieses Ticket wurde gestohlen. Doch Mrs. Hamilton wollte kein anderes Kind nehmen, sie hatte mich ausgewählt und wollte mich. Deswegen schickte sie jemanden nach Prag, um mich zu finden. So kam ich auf den Kindertransport nach England. Meine Mutter hingegen ging zusammen mit meiner Schwester mit Leuten aus der Partei mit, die die Grenze nach Polen illegal überquerten. Sie kam später nach England. Deswegen war sie schon weg, bevor ich Prag verließ.

Es war ein Montagabend, ich ging mit der Partnerin meines Vaters und ihrem Bruder zum Bahnhof. Ich hatte überhaupt keine Ahnung, wie ernsthaft das alles war. Es passierte einfach. Viele andere Kinder waren dort. Wir spielten, alle hatten ein bisschen zu essen. Der Zug fuhr durch Deutschland und die Wachen kamen rein. Wir wollten wissen, wo wir waren, aber alle Schilder an den Bahnhöfen waren wegen des Krieges entfernt worden. Mitten in der Nacht, hörten wir, dass wir den Zug wechseln mussten. Alle, auch die zwei Frauen, die auf uns aufpassten, wurden panisch. Wir sollten nur so viel Gepäck mitnehmen, wie wir tragen konnten, manche Kinder ließen ihre Sachen

dort. Wir wurden in einen anderen Zug gebracht. Ich erinnere mich nur noch nach daran, wie wir am Dienstag die Grenze nach Holland überquerten. Dort brach ein großer Jubel aus. Niederländische Frauen standen am Rand der Gleise mit Essen und Trinken. Wir hielten für eine Weile an. Am Mittwoch kamen wir dann in London am Bahnhof Liverpool Street an.

Wie haben Sie sich dort gefühlt?

Ich meine, ich war damals achteinhalb Jahre alt. Und in diesem achteinhalb Jahren hatte es so viele Veränderungen in meinem Leben gegeben, ich dachte, dass es normal sei. Ich dachte, alle leben so. Ich dachte nicht, dass das irgendetwas Schlimmes sei. Insgesamt waren die Erwachsenen auch immer sehr besorgt, uns Kinder nicht zu erschrecken.

Wie sah die Ankunft am Bahnhof aus? Wurden Sie in Empfang genommen?

Wir standen alle im Bahnhof Liverpool Street und Leute riefen Namen auf. Wenn es dein Name war, gingst du nach vorne. Mir wurde langweilig vom Warten, aber nach einer Weile wurde ich aufgerufen. Eine Frau sagte: »Lore Zimmermann, du bleibst nicht hier, du fährst nach Schottland.« Ich wusste nicht, wo Schottland ist. Das war das erste Mal, dass ich anfing zu weinen. Ich dachte, es wäre das Ende der Reise, aber sie war nicht zu Ende. Es waren zwei Frauen, die mich aufnahmen und sie konnten Deutsch sprechen. Sie erklärten mir, dass ich erst einmal zu ihnen gehen könnte und dann am nächsten Tag nach Schottland. Mit einem Aufpasser fuhr ich dann weiter. Wir kamen in Mauchline an und ich wurde Mrs. Hamilton übergeben. Sie setzte mich in ein riesiges Auto und fuhr los.

Mrs. Hamilton wohnte in einem wundervollen Haus, ein großes Anwesen. Sie behandelte mich wie ihr eigenes Kind und ermöglichte es mir, eine Privatschule zu besuchen. Sie hat niemals versucht, mir etwas vorzuschreiben, sondern mir geholfen, wo sie konnte. Sie war eine unglaublich großzügige Frau. Es lebten auch zwei jüdische Flüchtlinge dort, ein Doktor und seine Frau. Ich freute mich, dass es Hasen gab und viele Blumen. Einen Monat nach mir kam ein Mädchen aus Berlin an. Ihre Mutter war jüdisch, sie war kein politischer Flüchtling. Aber letztendlich waren alle Kinder durchmischt. Ich hörte niemals irgendwen etwas über jüdische oder nicht-jüdische Kommunisten sagen. Es war einfach eine andere Stimmung.

Lore Sternhell 1939 in Prag

Sie haben erwähnt, dass sie sich an die deutschen Soldaten erinnern, die in Prag einmarschiert sind. War dieser Moment das erste Mal, dass Sie den Nationalsozialismus wahrgenommen haben?

Nein, ich merkte nur, dass die Erwachsenen angespannter wurden. Ich wusste, dass es etwas Schlimmes war, aber ich fühlte es nicht wirklich…

Und die Erwachsenen erzählten nicht viel?

Sie erzählten natürlich nie etwas, das geheim gehalten werden musste. Das war sehr gut, denn ich war ein ziemliches Plappermaul.

Ist Ihre Mutter nur wegen Ihres Vaters aus Deutschland geflohen?

Nein, sie war selbst auch ein Ziel der Nazis. Als wir in die Tschechoslowakei gingen und dass die deutschen Behörden bemerkten, wurden wir ausgebürgert. Das war 1936 oder 1937. Meine Mutter war sehr wütend. Nicht darüber, dass sie ausgebürgert war, aber darüber, dass wir Kinder es ebenfalls waren. Aber nach dem Krieg wollte meine Mutter nach Hause gehen und tat es. Ich denke nicht, dass sie besonders begeistert war, von dem, was sie vorfand. Sie meinte, dass die Menschen genauso schlecht waren wie vorher. Das war 1949.

Ging sie nach West- oder Ostdeutschland?

Nach Westdeutschland, Düsseldorf.

Warum ging sie nach Westdeutschland?

Wegen ihres zweiten Mannes, denke ich. Meine älteste Schwester ging nach Ostdeutschland, sie hatte einen jüdischen Kommunisten geheiratet.

Und Ihr Bruder?

Er ist im Krieg ermordet worden. Er musste in die deutsche Armee und ist dann nach Finnland gegangen. In Südfrankreich, wo er mit meinem Vater war, wurde er 1940 von der Gestapo eingefangen und zurück nach Deutschland gebracht. Mein Vater wurde verurteilt und kam ins Gefängnis, mein Bruder wurde zu seinen Großeltern geschickt. Das war auch das, was mir passiert wäre. Sie hatten nichts gegen meinen Bruder oder mich in der Hand, wir waren zu jung.

Für wie lange war Ihr Vater verhaftet?

Er war zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt, glaube ich. Er schrieb sogar meinem Bruder, dass er zur SS gehen sollte, damit er selbst es im Gefängnis einfacher hat…

Haben Sie mitbekommen, was in Deutschland passierte, nachdem Sie nach Schottland gegangen waren?

Ich wusste natürlich, dass Krieg war. Als Deutschland der Krieg erklärt wurde, hörte ich Chamberlain [4] im Radio: »I regret to tell you that this country is now at war.« Aber wir haben nicht erwartet, dass sie nach Schottland kommen.

Aber die jüdischen Flüchtlinge waren vermutlich besorgt um Ihre Verwandten in Deutschland…?

»Für mich war klar, ich gehe nicht zurück, ich bin hier angekommen.«

Wahrscheinlich. Aber ich hatte keine Familie in Deutschland. Selbst als mir mitgeteilt wurde, dass meine Mutter in Polen ins Gefängnis gesperrt wurde, hat es mir nicht viel bedeutet. Als ich jung war, hatte ich alle meine normalen Gefühle zur Seite geschoben, weil es einfach zu kompliziert war. Nur als ich zurück nach London kam und die Bomben abgeworfen wurden, war ich besorgt, meine Mutter oder meine Schwester könnten von Bomben getroffen werden. Wir hatten eine Wohnung direkt bei Hampstead Heath, wo eine Luftabwehrstation war und deswegen sah ich die ganze Zeit Suchlichter und hörte Sirenen. Das war angsteinflößend.

Wie erlebten Sie das Kriegsende beziehungsweise die Befreiung vom Faschismus?

Der Krieg endete am Geburtstag meiner besten Freundin am 8. Mai 1945. Ich wusste also, es ist ein Tag, an dem wir uns freuen. Außerdem hatten wir eine kleine Flüchtlings-Gruppe gegründet. Wir liefen zum Trafalgar Square, aber ich wusste, dass es nicht das Ende war. Ich war 15 und wusste ein bisschen mehr über die Welt als mit fünf. Es waren viele Soldaten auf dem Trafalgar Square und tanzten und sangen. Doch am nächsten Tag ging ich wieder ganz normal zur Schule. Ich war einfach ein bisschen zu jung, um von diesen ganzen Sachen bewusst mitgenommen zu sein.

Überlegten Sie, wieder zurück nach Deutschland zu gehen?

1947 sagte meine Mutter: »Ich möchte nach Hause nach Deutschland.« Ihr Mann meinte, dass das zu schwierig sei. Aber sie bestand darauf, sie wollte unbedingt nach Hause. Doch für mich war klar, ich komme nicht mit. Ich gehe nicht zurück, ich bin hier angekommen, ich spreche Englisch, ich bin hier zu Schule gegangen. Also bin ich zurück nach Schottland zu Mrs. Hamilton gegangen. Sie fragte mich, was ich tun will – sie hätte mich auch zur Uni geschickt, wenn ich es gewollt hätte. Aber ich wollte Schneiderin lernen und sie unterstützte mich dabei. Sie hat gesagt: »As long as I live, my home is your home.« Fritz, mein Mann, war noch in London, er war damals schon demobilisiert. Wir heirateten 1948 und ich begann zu arbeiten in der Kleidungsherstellung. Er arbeitete ebenfalls.

Nachdem mein erstes Kind geboren und ungefähr ein Jahr alt war, wollte ich wieder arbeiten. Also wurde es in die Kinderkrippe genommen. Viele Frauen arbeiteten während des Krieges und die Kreisverwaltung in London wollte Frauen ermutigen, während des Krieges zu arbeiten. Also nahmen sie viele Kinder in die Kinderkrippe, weil so etwas wie ein Kindergarten nicht verbreitet war.

Später zogen wir wegen Fritz‘ Arbeit nach Hanley. Dort waren wir völlig abgeschnitten von anderen Flüchtlingen und Politik. Ich hatte auch keine Lust auf Politik. Sie hatten immer Sitzungen, doch da, wo wir lebten, war niemals genug Platz für eine Sitzung. Also war es immer in meinem Schlafzimmer, weil ich immer im Wohnzimmer geschlafen

habe, wo die Sitzung war. Sie redeten immer so viel Unsinn.

Gibt es in London ein Gedenken an die Kindertransporte?

Ja, das gibt es. Vor ein paar Jahren gab es z.B. eine Kindertransport-Organisation, die zur AJR [5] gehörte. Ich ging also zur AJR, um die Neuigkeiten von der Kindertransport-Organisation zu erfahren. Ich sagte, dass ich nicht jüdisch bin und es war kein Problem. Nicht alle Flüchtlinge der Kindertransporte waren jüdisch, wenn die Mehrheit es auch war.

Haben Sie die faschistische Bewegung um Oswald Mosley [6] als Bedrohung empfunden?

Nein, ich fühlte mich nicht verfolgt.

Das Interview wurde am 30.01.2012 in Oxford geführt.

Erläuterungen

1 Im Vorfeld des 2. Weltkriegs vergrösserte das Deutsche Reich mittels einer aggressiven Aussenpolitik sein Gebiet auf Kosten der Tschechoslowakei. Als Vorwand dienten dabei die Sudetendeutschen, also deutschsprachige Bevölkerungsteile, in der nördlichen, westlichen und südwestlichen Tschechoslowakei. Nazideutschland provozierte die »Sudetenkrise« und erreichte damit den **»Anschluss« des Sudetenlandes** an das Reichsgebiet im Oktober 1938.

2 **Nicholas Winton** (1909) ist ein britischer Banker, der die Rettung von 669 meist jüdischen Kindern aus der Tschechoslowakei organisierte. Er initiierte Kindertransporte sowie die Unterbringung in Grossbritannien. Nach Verhandlungen hatte das britische Parlament die Einreise von Kindern bis 17 Jahre genehmigt, die eine Bleibe vorweisen konnten und für die ein Pfand von 50 Pfund bezahlt wurde.

3 Nach dem »Anschluss« des Sudetenlandes erzwang Adolf Hitler die Abspaltung eines slowakischen Staates von der Tschechoslowakei. Wenige Tage nachdem dieser Vasallenstaat Nazideutschlands ausgerufen worden war, marschierte die **Wehrmacht im März 1939 in Prag** ein und besetzte die verbliebene Tschechoslowakei widerstandslos. Als »Protektorat Böhmen und Mähren« stand dieses Gebiet fortan unter direkter nationalsozialistischer Verwaltung. Die Geheime Staatspolizei (Gestapo) begann sofort, deutsche Emigrant_innen und tschechische Kommunist_innen zu inhaftieren.

4 **Neville Chamberlain** (1869-1940) war von 1939 bis 1940 Premierminister des Vereinigten Königreichs.

5 Die **Association of Jewish Refugees** (AJR) wurde 1941 von jüdischen Flüchtlingen aus Zentraleuropa in Grossbritannien gegründet. Ziel war es, die rund 70.000 Personen zu unterstützen, die vor antisemitischer Verfolgung geflohen waren. Inzwischen sieht sich die AJR auch als eine Organisation für die Kinder und Enkel der Flüchtlinge.

6 **Oswald Mosley** (1896-1980) war vermutlich der populärste faschistische Politiker Grossbritanniens. Er stand in engem Kontakt mit dem italienischen faschistischen Diktator Benito Mussolini und gründete 1932 die Partei British Union of Fascists.

WILHELM REINHARDT: »Man verdrängt es, aber vergessen kann man das nicht.«

Wilhelm Reinhardt 1944

Wilhelm Reinhardt wird am 04.10.1938 in Idar-Oberstein im Hunsrück geboren. Sein Vater ist Berufsmusiker, seine Mutter arbeitet als Schneiderin. 1940 wird Reinhardts Vater als Sinto von den Nazis erst ins Warschauer Ghetto[1] und später nach Auschwitz[2] deportiert. Als auch Reinhardt und seinen zwei Brüdern die Verhaftung droht, versteckt ihre Mutter sie in verschiedenen Pflegeheimen, wo sie die NS-Zeit überleben. Sie selbst wird als Jüdin ins Gefängnis gesperrt.

Nach 1945 lebt Reinhardt weiter in Heimen und Pflegefamilien. Seine Mutter trifft er erst 1950 wieder, sein Vater wurde in Auschwitz umgebracht. Bis 1953 besucht er die Volksschule und absolviert danach eine Ausbildung als Metzger. Reinhardt, der noch heute Angriffen von Neonazis ausgesetzt ist, ist im Zentralrat Deutscher Sinti und Roma organisiert.

In was für einem Elternhaus sind Sie aufgewachsen?

Mein Vater war Sinto, meine Mutter war Jüdin. In den Augen der Nazis war sie eine sogenannte »Halbjüdin«.[3] Religion hat bei uns zu Hause aber keine große Bedeutung gehabt. Mein Vater war Berufsmusiker und hat Gitarre gespielt. Er ist überall in der Region aufgetreten, wo er gerade ein Engagement hatte. Der berühmte Musiker Django Reinhardt[4] war ein Cousin von ihm.

Wie standen Ihre Eltern zum deutschen Faschismus?

Meine Mutter hat mir von einer Parade erzählt, bei der Goebbels[5] gewesen ist. Da musste jeder den Hitlergruß zeigen. Mein Vater hat das nicht gemacht und der Ortsgruppenführer hat ihm deswegen ins Gesicht geschlagen. Dass die Nazis Feinde von uns waren, das war klar. Ein paar meiner Onkel waren Soldaten. Die kamen von der Front weg – ab ins KZ Auschwitz. Da hat sich die Spur verloren.

»Die Verfolgung begann in dem Moment, als wir auf die Welt kamen.«

Ab wann wurden Sie von den Nazis verfolgt?

Die Verfolgung begann in dem Moment, als wir auf die Welt kamen. Ich bin 1938 geboren, mein einer Bruder 1939 und der andere 1940. Kurz vor der Geburt von meinem jüngsten Bruder wurde unser Vater verhaftet.

Was ist mit Ihrem Vater passiert?

Im Mai 1940 wurde er mitsamt seiner Verwandtschaft in einem Transport nach Köln ins Sammellager gebracht.[6] Insgesamt wurden ungefähr 50 bis 60 Personen – Sinti und Juden – nach Köln transportiert. Und vom Sammellager aus kamen sie nach Warschau in das berüchtigte Ghetto. Es gelang meinem Vater und meinem jüngsten Onkel aber zu flüchten. Doch in Berlin wurden sie wieder verhaftet und von da aus kamen sie nach Auschwitz. Nachher haben wir dann nichts mehr von ihnen gehört, doch ich habe später mal nachgeforscht. Mein Vater, mein jüngster Onkel, mein Großvater und meine Tante: Sie waren alle bei den letzten Sinti dabei, die in Auschwitz ermordet wurden. Insgesamt sind in Auschwitz über dreißig Personen meiner direkten Familie ermordet worden.

Wie erging es Ihnen und Ihrer Familie, nachdem Ihr Vater deportiert worden war?

Kurz nachdem mein Vater deportiert war, wurde mein jüngster Bruder geboren. Acht Tage nach der Geburt hat meine Mutter ihn in ein Heim gegeben. Ich weiß bis heute nicht, warum mein Bruder so kurz nach der Geburt wegkam. Mein anderer Bruder Robert und ich blieben bei meiner Mutter. Wir wurden behandelt wie Dreck. Es war egal, ob es wir kleine Kinder waren, die Mama oder Verwandtschaft von uns. Meine Mutter, mein Bruder Robert und ich mussten z.B. zur Gestapo. Und das nicht nur einmal, sondern wöchentlich. Als Kinder mussten wir Fingerabdrücke machen und es wurden Lichtbilder mit

einem großen »Z« vorne auf der Brust[7] von uns gemacht.

Ich kann mich noch an einen Bombenangriff erinnern, da durften wir nicht in den Bunker. Wir haben uns aber trotzdem im Gang untergestellt. Da kam die Streife von der Schutzpolizei und brüllte: »Ihr dürft hier nicht rein, raus vor die Tür!« Draußen sind uns die

»Mit der Zeit wurde die Sache zu brenzlig. Eine Freundin meiner Mutter warnte uns, dass wir Kinder abgeholt werden sollen.«

Splitter um die Ohren geflogen. Vor lauter Angst sind wir dann eine kleine Gasse hoch in eine Kirche geflüchtet. Da durften wir bleiben.

Ein anderes Mal wurden wir über Nacht verhaftet. Im Gestapo-Hof in Idar-Oberstein wurden wir aufgestellt und es hieß, wir werden erschossen. Ich habe Bammel gehabt, sage ich

Wilhelm Reinhardt bei seiner Geburtstagsfeier 2011

»Wir Sinti und die jüdischen Kinder waren immer eine Clique. Wir haben zusammengehalten, wie Pech und Schwefel – jeder hatte dasselbe Schicksal.«

ganz ehrlich. Nach drei Tagen haben sie uns wieder laufen gelassen. Wir durften aber den Wohnort nicht verlassen, wir durften noch nicht mal aus dem Haus raus, wir wurden total überwacht.

Haben Sie auch Ausgrenzung von Ihrem Umfeld erlebt, z.B. von Nachbar_innen?

Es hieß immer: »Ihr Zigeuner!« Aber gut, das waren in der Zeit allgemeine Aussagen. Ich meine, da gab es kein anderes Wort dafür. Heute ist das ja eine ganz große Beleidigung.

Wie sind Sie mit der Verfolgung zurechtgekommen?

Mit der Zeit wurde die Diskriminierung so schlimm, dass meine Mama zu meinem Bruder Robert und mir sagte: »Wisst ihr was? Wir springen alle vom Schloss runter.« Damals ist fast jede Woche einer von dort oben runtergesprungen, Juden waren auch dabei. Als dann meine Mutter, mein Bruder und ich zum Schloss spaziert sind, habe ich mich losgerissen und bin stiften gegangen. Alleine wollte meine Mutter aber nicht runterspringen. Wenn ich dabei gewesen wäre, wären wir alle gesprungen.

Was wir da mitgemacht haben, das kann man keinem Menschen erzählen. Die Nazis hätten uns lieber direkt totschlagen sollen, denn dann hätten wir das alles nicht mitmachen müssen. Es hieß immer: Ihr Zigeuner, ihr kommt sowieso weg! Mit euch machen wir nicht viel Federlesen, ihr seid bald reif.« Wir waren immer Menschen dritter Klasse, immer!

Wie ging es dann weiter?

Mit der Zeit wurde die Sache zu brenzlig. Eine Freundin meiner Mutter warnte uns, dass wir Kinder abgeholt werden sollen. Die Freundin war wie meine Mutter Jüdin und hatte Verbindungen zur Polizei. Sie wusste, dass es dort eine Liste mit unseren Namen gab. Meine Mutter hatte von jüdischen Familien gesagt bekommen: »Gib die Kinder in ein Heim, da sind sie sicher!« So kamen mein Bruder Robert und ich dann in die Heime. Einen Tag, nachdem die Freundin uns gewarnt hatte, vergiftete sie sich.

Was ist dann in den Heimen mit Ihnen passiert?

Als mein Bruder Robert und ich in die Heime kamen, war unser jüngster Bruder ja schon dort. Zu dem Zeitpunkt haben wir ihn wiedergetroffen. Wir waren dann eine Zeit lang zu dritt in einem Heim in Niederwörresbach. Später sind mein Bruder Robert und ich dann nach Dormagen und Oberbibach gekommen. In den Heimen waren auch noch andere Sinti und jüdische Kinder. Wir haben immer wieder die Heime gewechselt, damit die Gestapo uns nicht findet. So wurde ich irgendwann auch von meinem zweiten Bruder getrennt.

Ich war in so vielen Heimen. Wenn die Gestapo kam und Razzia gemacht hat, hatten sie eine Liste mit Namen dabei. Haben sie welche gefunden, kamen die dann direkt weg, das habe ich oft genug miterlebt. Unsere Namen waren nicht dabei, ein Glück.

Was haben Sie in den Heimen erlebt?

In den Heimen habe ich mehr Schläge wie sonst was bekommen. Hast du den Mund aufgemacht, hast du Prügel bekommen für nichts und wieder nichts. Da wurden wir grün und blau geschlagen. »Wenn ihr was sagt, kommt ihr weg!« hieß es. Im Heim sind wir dann auch in die Schule gegangen. Das muss ich allerdings sagen: Die Bildung war da einwandfrei.

Hatten Sie Freunde im Heim?

Wir Sinti und die jüdischen Kinder waren immer eine Clique. Wir haben zusammengehalten, wie Pech und Schwefel – jeder hatte dasselbe Schicksal. Die Eltern der jüdischen Kinder: Auschwitz, vergast, Theresienstadt[8], weg. Die Kinder wussten aber von den Lagern. Ich wusste das auch als Kind. Und das ist das, was ich heute nicht verstehe, wenn die Leute sagen: »Wir wussten nicht, dass es Auschwitz gegeben hat.« Wir wussten das als kleine Kinder!

»Und das ist das, was ich heute nicht verstehe, wenn die Leute sagen: ›Wir wussten nicht, dass es Auschwitz gegeben hat.‹ Wir wussten das als kleine Kinder!«

Wie haben Sie die Befreiung erlebt?

Da habe ich nicht viel mitbekommen. Es hieß nur: »Der Krieg ist aus!« Das war im Frühjahr. Ich wusste zu dem Zeitpunkt nicht, wo meine Brüder waren. Jeder war für sich, keiner wusste von dem anderen. Kurze Zeit später kam ich nach Mayen in ein Heim und da waren auch meine zwei Brüder. Das war ein Wiedersehen mit Heulen und Tränen.

Was ist mit Ihrer Mutter während der Verfolgung passiert?

Meine Mutter war im Gefängnis, aber ich weiß nicht wo. Sie wurde nach den Nürnberger Rassengesetzen verurteilt, weil sie ja Jüdin war. Sie hatte großes Glück, dass sie nicht nach Auschwitz kam. Ich weiß aber nicht genau, was mit ihr passiert ist. Erst 1950 habe ich sie wiedergetroffen und sie hat nie wirklich über ihre Zeit im Gefängnis gesprochen. Ich hatte auch wenig Verbindung zu ihr. Ich wusste zwar, das ist meine Mutter, aber ich bin eben bei fremden Leuten groß geworden.

Wie ging es dann persönlich nach der Befreiung mit Ihnen weiter?

Ich verblieb bis 1950 in Heimen. Danach wurden wir Heimkinder an Bauern in der Eifel verteilt, da waren wir in Pflegefamilien. Bei den Bauern habe ich Kühe gehütet und dies und jenes gemacht. Da habe ich mehr gearbeitet als ich es heute tue. Und das als Kind! Das ging so weiter, bis ich mit der

Schule fertig war. Und als ich dann aus der Schule kam, habe ich gesagt: »Ich werde Metzger!« Und dann bin ich Metzger geworden. Ich bin nach Mesenich an die Mosel gegangen und dort war ich in der Lehre. 1956 habe ich die Gesellenprüfung gemacht und von da an gearbeitet.

Haben Sie nach 1945 Ausgrenzung erlebt?

Später in der Schule, während meiner Lehrzeit oder meiner Arbeitsjahre hatte ich keinerlei Huddel mit Diskriminierung. Obwohl verschiedene Metzger wussten, dass ich Sinto war.

Wie haben Sie die Verfolgung verarbeitet?

Ich habe das besser verkraftet als meine zwei Brüder. Ich habe einen Beruf gelernt und dann habe ich das im Laufe der Zeit alles verdrängt. Aber das ist so: Man verdrängt es, aber vergessen kann man das nicht. Wenn du nur Todesangst hast, drei, vier, fünf Jahre – das bleibt nicht nur in den Kleidern stecken. Und dann kam der Hass, das ist normal.

Was hat der Teil Ihrer Verwandtschaft getan, der überlebte?

Ein großer Teil wurde ermordet. Nach dem Krieg hieß es: »Dein Vater ist da und da umgekommen, dein Onkel, deine Cousins, deine Cousine, dein Großvater, deine Tanten – alle in Auschwitz. Von denen, die überlebt haben, sind viele nach Israel ausgewandert. Die wollten mit Deutschland nichts mehr zu tun haben. Kann man verstehen. Viele aus meiner Verwandtschaft kamen mit dem Schiff Exodus[9] nach Palästina. Dort haben sie dann mitgeholfen, den Staat Israel aufzubauen.

Haben Sie nach der Befreiung vom Nationalsozialismus noch einmal Leute getroffen, die an Ihrer Verfolgung beteiligt waren?

Nach dem Krieg bin ich zu einem Kripo-Beamten in Idar-Oberstein gegangen, der während der Nazi-Zeit bei der Gestapo war. Den habe ich gefragt: »Existieren noch Bilder von uns?« Da hat er zu mir gesagt: »Wer sind Sie denn?« Ich meinte zu ihm: »Ich war damals so klein, vielleicht können Sie sich noch an mich erinnern.« »Ja«, sagte er, »wir konnten ja nicht anders.« Das war die Antwort, die ich bekommen habe. Die Liste mit den Namen und die Bögen mit den Fingerabdrücken haben nicht mehr existiert. Zum Ende der Nazi-Zeit wurde alles verbrannt, damit keine Beweise da sind.

Im Jahr 1968 habe ich dann einen der Mörder aus Auschwitz getroffen. Das war Leopold Windisch[10], SS-Sturmbannführer. Ich hatte am Vorabend gehört: Morgen beginnt der Prozess gegen ihn. Ich bin dann dorthin gefahren. Durch Zufall habe ich ihn vor dem Gericht getroffen und dann ging meine Hand bei ihm an die Gurgel. Da kamen gleich zehn Polizisten und haben mir die Hand abgemacht, sonst

»Von den Verwandten, die überlebt haben, sind viele nach Israel ausgewandert. Die wollten mit Deutschland nichts mehr zu tun haben. Kann man verstehen.«

»Es gab keine Entschuldigung – bis heute noch nicht. Geschweige denn eine Wiedergutmachung oder sonst etwas.«

wäre er nämlich tot gewesen. Es war eine Kurzschlussreaktion. Mein Vater und meine ganze Verwandtschaft sind in Auschwitz ermordet worden – da dreht man durch, das ist ja normal. Ich bin auch nicht dafür bestraft worden, weil der Staatsanwalt dafür Verständnis gehabt hat. Der Leopold Windisch hat lebenslänglich bekommen.

Gab es von offizieller Seite eine Entschuldigung bzw. haben Sie eine Wiedergutmachung bekommen?

Nein, es gab keine Entschuldigung – bis heute noch nicht. Geschweige denn eine Wiedergutmachung oder sonst etwas. Die müssen Entschädigung zahlen! Ich habe meinen Vater damals verloren und meine Mutter war inhaftiert. Wir sind ja nicht aus freien Stücken ohne Eltern groß geworden. Angeblich hätte ich die Frist versäumt, wurde mir gesagt. Gut, ich habe mich damals in der Lehrzeit nicht damit befassen können. Später, als ich im Beruf gearbeitet habe, hatte ich dann nicht den Kopf dafür einen Antrag für Wiedergutmachung zu stellen! Es ist schwer, eine Wiedergutmachung zu bekommen, denn Beweise gibt es ja keine mehr. Es ist alles vernichtet. Die ganzen Papiere wurden verbrannt. Wir haben in den Heimen nachgeforscht, da sind wir nicht einmal mehr registriert. Weder eine Geburtsurkunde noch sonstiges hat von uns existiert. Als ob wir nicht gelebt hätten...

Wie wurden Sinti nach der Befreiung in der BRD behandelt?

Im Jahr 1956 kam das Grundsatzurteil des Bundesgerichtshofs, mit dem uns Sinti eine Entschädigung verweigert wurde. Was der Bundesgerichtshof [11] sich da erlaubt hat, war unglaublich – das waren doch alles Nazirichter! Durch die Bank weg, egal, wer da gesessen hat – jeder hatte eine nationalsozialistische Vergangenheit! Das haben wir sogar bei unserem Bundeskanzler Kiesinger [12] damals gesehen. Der hat aber gut eine geklatscht gekriegt! Das waren die Leute, die konnten in der Nazi-Zeit die Hand nicht hoch genug bekommen und nach dem Krieg haben sie ihre Hände schön still gehalten und konnten kein Wässerchen trüben.

Bis in die 1980er wurde unser Volk nur kriminalisiert. Wir wurden gar nicht als Volk anerkannt. [13] Das haben dann der Jacques Delfeld [14] und der Romani Rose [15] bei der UNO durchgesetzt.

Erleben Sie heute noch Ausgrenzung oder Übergriffe?

Hier in Trier hat es wieder angefangen. Mittlerweile wohne ich 26 Jahre hier, in den ersten Jahren ging es gut. Doch dann kamen die Nazi-Schmierereien. Die Nazis haben Hakenkreuze an meine Hauswand gemalt und an den Zigaretten-Automaten in meiner Straße haben sie geschrieben: »Nur für Deutsche!« und »Zigeuner, weg mit Dreck!« Abends fahren manchmal Nazis an meinem Haus

vorbei und brüllen Parolen. Zuletzt haben sie mit Böllern und Silvesterraketen geworfen. Ich habe dann bei der Polizei angerufen und gesagt, dass sie schnell vorbeikommen sollen. Da hat der Polizist am Telefon gesagt: »Wir können nicht fliegen.« Da sagte ich: »Na, dann lernt ihr's!«

Ist die Polizei an jenem Abend noch gekommen?

Nein, die Polizei ist nicht gekommen. Am nächsten Morgen habe ich dann bei Jacques Delfeld vom Landesverband der Sinti und Roma angerufen und ihm von den Ereignissen erzählt. Der Jacques hat sich dann beim Polizeipräsidenten in Trier gemeldet und dem Dampf gemacht. Daraufhin hat der seinen Stellvertreter hergeschickt, der meinte zu mir: »Herr Reinhardt, bitte, bitte, machen Sie nichts!« Ich solle nur gucken, dass ich das Auto-Kennzeichen aufschreibe. Das andere würden sie machen, meinte er. Da sagte ich: »Was macht ihr denn? Was macht die Staatsanwaltschaft?« Das habe ich doch nach dem Nazi-Angriff im Frühjahr 2011 gesehen. Nach drei Wochen habe ich einen Brief bekommen: »Wegen Geringfügigkeit eingestellt.« Obwohl wir tätlich angegriffen wurden, hat die Staatsanwaltschaft den Fall eingestellt. Entweder ist die Staatsanwaltschaft auf dem rechten Auge blind, oder es sind selbst Nazis. Das habe ich wortwörtlich zu dem Polizisten gesagt. Da hat er mir keine Antwort gegeben.

»Ich mache das nicht mehr mit. Ich habe in meinem Leben genug durch die Nazi-Bagage mitgemacht – aber jetzt ist Schluss.«

Was genau ist im Frühjahr 2011 passiert?

Es war ein Abend im April. Da flogen auf einmal Glasflaschen auf unser Haus und Nazis brüllten: »Zigeuner raus!« Als die Nazis abhauen wollten, haben sie sich verfahren und kamen nicht mehr weiter. Ich bin gleich ans Telefon und habe die Polizei gerufen und da kamen die mit sechs, sieben Streifenwagen. Die Nazis waren dann die Nacht im Knast, am nächsten Tag wurden sie wieder laufengelassen. Nach drei Wochen bekam ich dann einen Brief von der Staatsanwaltschaft: Die Sache ist wegen Geringfügigkeit eingestellt. Das ist das, was mich so ärgert. Ich mache das nicht mehr mit. Ich habe in meinem Leben genug durch die Nazi-Bagage mitgemacht – aber jetzt ist Schluss.

Das Interview wurde am 16.04.2012 in Trier geführt.

Erläuterungen

1 Das **Warschauer Ghetto** wurde 1940 in einem überwiegend jüdischen Teil der Stadt errichtet. Schon kurz nach der deutschen Besetzung im Herbst 1939 wurde die jüdische Bevölkerung Warschaus einer Kennzeichnungspflicht, Einschränkungen in der Bewegungsfreiheit und anderen Zwangsmassnahmen unterworfen. Ein Jahr später zwang die deutsche Besatzungsmacht die jüdische Bevölkerung zum »Umzug« in das Ghetto. In der folgenden Zeit wurden auch aus anderen Teilen Europas als jüdisch und Sinti und Roma eingestufte Menschen in das Ghetto verschleppt. Bis zu 400.000 Menschen mussten auf wenigen Strassenzügen zusammengedrängt leben. Zehntausende starben darum an Hunger und Krankheiten. Ab dem Sommer 1942 wurden die Bewohner_innen in Vernichtungslager deportiert und dort ermordet. Im April 1943 kam es im Warschauer Ghetto zum bewaffneten Aufstand gegen die Vernichtung. Wochenlang widersetzten sich mit Handfeuerwaffen und Molotowcocktails bewaffnete jüdische Widerstandskämpfer_innen der schwerbewaffneten SS, bevor der Aufstand im Mai 1943 niedergeschlagen wurde. Das im Laufe der Kämpfe zerstörte Ghetto wurde aufgelöst und die restlichen Bewohner_innen wurden grösstenteils deportiert und ermordet.

2 Das **KZ Auschwitz** wurde im Jahr 1940 von den deutschen Besatzern im annektierten Polen in der Nähe der in Auschwitz unbenannten Stadt Oswicim errichtet. Es bestand aus drei Konzentrationslagern, darunter Auschwitz-Birkenau als grösstes Vernichtungslager. Daneben bestanden noch eine Vielzahl von Neben- oder Aussenlagern in der Region. Insgesamt war Auschwitz das grösste Lager der Nazis, bis zur Befreiung 1945 wurden dort über 1,1 Millionen Menschen gefoltert und ermordet.

3 Die Bezeichnung **»Halbjude«** wurde in der Umgangssprache des NS benutzt. Ihr liegt die antisemitische Überzeugung zugrunde, dass es eine jüdische und eine arische »Rasse« geben würde. Um die »Rassenmischung« zu verhindern, wurde nach dem Erlass des Reichsbürgergesetzes Ende 1935 festgelegt, wer als »Jude« galt. Es gab rechtliche Unterschiede zwischen »Juden« und den offiziell als »jüdische Mischlinge« bezeichneten »Halbjuden«. »Mischlinge« konnten verschiedene »Grade« haben, je nachdem wie hoch die NS-Bürokratie den »rassisch erhaltenswerten« Anteil des Blutes einstufte. Dementsprechend konnten sie rechtlich schlechter oder besser gestellt sein. »Halbjuden« wurden z.B. dann wie »Juden« behandelt, wenn sie zu einem bestimmten Zeitpunkt der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörten oder sich mit einem »Juden« verheirateten. So konnte ihnen die Zulassung zum Studium verweigert werden, sie konnten zur Zwangsarbeit herangezogen und deportiert werden.

4 **Jean »Django« Reinhardt** (1910-1953) gilt als einer der grössten und bekanntesten europäischen Jazzmusiker.

5 **Joseph Goebbels** war ein führender Politiker der NSDAP. Ab 1926 war er Gauleiter der NSDAP für Berlin-Brandenburg und ab 1933 Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda.

6 Bei der sogenannten **Mai-Deportation** wurden 2.500 Sinti und Roma aus dem Deutschen Reich in das besetzte Polen verschleppt. Dort wurden sie in jüdische Ghettos wie Radom, Siedlce oder Warschau gebracht und als Zwangsarbeiter_innen eingesetzt. Die Deportation im Mai 1940 gilt wegen der akribischen Planung und dem Zusammenwirken von zentralen und lokalen Instanzen als eine der »Generalproben« für spätere Massendeportationen.

7 Der **Buchstabe »Z«** wurde im NS als Kennzeichen für Sinti und Roma verwendet. Das »Z« stand für »Zigeuner« und wurde u.a. auf Kennkarten und Armbinden gedruckt.

8 Nach der erzwungenen Eingliederung tschechischer Gebiete als »Protektorat Böhmen

und Mähren« in das Deutsche Reich wurde in der dort gelegenen Stadt Terezin 1941 das **KZ Theresienstadt** errichtet. Bis 1943 wurden etwa 73.500 Menschen und somit fast die gesamte jüdische Bevölkerung des »Protektorats« nach Theresienstadt deportiert. Es diente vor allem als Sammel- und Durchgangslager für die jüdische Bevölkerung des »Protektorat Böhmen und Mähren«. Aber auch Zehntausende deutsche Jüd_innen, vor allem ältere Personen, wurden nach Theresienstadt deportiert. Denn obwohl das Lager der NS-Propaganda als »Altersghetto« diente und ausländischen Besucher_innen zeitweilig als »jüdische Mustersiedlung« vorgeführt wurde, starben dort unzählige Menschen an Hunger und Krankheiten. Zehntausende wurden nach kurzem Aufenthalt nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

9 Mit dem **Schiff Exodus** sollten im Sommer 1947 mehrere tausend jüdische Überlebende des Holocausts nach Palästina gebracht werden. Die britische Regierung, welche die Einwanderung nach Palästina kritisch sah, liess das Schiff vor der palästinensischen Küste stoppen und die Flüchtlinge wurden zurück nach Frankreich geschickt. Als sie sich dort weigerten, an Land zu gehen, wurden sie nach Hamburg gebracht. Hier zwangen britische Soldaten sie gewaltsam von Bord und internierten sie in der Nähe von Lübeck in Lagern. Infolge des Skandals um die Exodus gab die britische Regierung ihre Position auf, sodass im Herbst 1947 den jüdischen Flüchtlingen die Weiterreise nach Palästina ermöglicht wurde. Im Frühjahr 1948 wurde der Staat Israel gegründet.

10 **Leopold Windisch** war ab 1941 Vize-Gebietskommissar in Lida im Westen von Belarus. Hierbei war er im Mai 1942 an Massenhinrichtungen von 5.670 Juden beteiligt. Das Mainzer Schwurgericht ermittelte gegen ihn wegen Judenmordes ab Ende 1967. Für seine Beteiligung am Massenmord erhielt Windisch eine lebenslange Freiheitsstrafe.

11 **Der Bundesgerichtshof erklärte 1956 in einem Grundsatzurteil**, dass Sinti und Roma in der NS-Zeit wegen ihrer »asozialen Eigenschaften« verfolgt worden wären. Eine »rassistische Verfolgung« wurde den Sinti und Roma erst für den Zeitraum nach 1943, als massenhafte Deportationen in Konzentrationslager begannen, zugestanden. Auf der Grundlage dieses Urteils wurden Entschädigungen oftmals abgelehnt. Im Jahr 1963 revidierte der Bundesgerichtshof sein Urteil von 1956 in Teilen. Rassistische Motive bei der Verfolgung ab dem Jahr 1938 galten nun als »mitursächlich«.

12 **Kurt Georg Kiesinger** war während des NS Mitglied der NSDAP und im Reichsaussenministerium tätig. Er war von 1966 bis 1969 Bundeskanzler der BRD. Während eines CDU-Parteitags 1968 bestieg die Journalistin Beate Klarsfeld das Podium, ohrfeigte Kiesinger und rief: »Nazi, Nazi, Nazi!«. Sie wurde vor allem dadurch bekannt, dass sie mit ihrem Mann Serge Klarsfeld auf unbehelligt lebende NS-Täter wie Klaus Barbie oder Alois Brunner aufmerksam machte.

13 Geschätzte 90.000 bis 500.000 Menschen, die die Nazis als Sinti und Roma einstuften, wurden von ihnen systematisch ermordet. Erst 1982 wurde der »Porajmos«, wie der Genozid von Roma auch genannt wird, von der Bundesregierung als **Völkermord aus »rassischen Gründen«** anerkannt. Entschädigungszahlungen waren damit nicht verbunden.

14 **Jacques Delfeld** ist Landesvorsitzender des Verbands Deutscher Sinti und Roma in Rheinland-Pfalz. Im Jahr 2010 erhielt Delfeld dort die höchste Auszeichnung für »hervorragende Verdienste um das Land Rheinland-Pfalz«.

15 **Romani Rose** ist Mitbegründer und Vorsitzender des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma. Er veröffentlichte mehrere Bücher zur Verfolgung der Sinti und Roma im NS und erhielt Auszeichnungen für seine Bürgerrechtsarbeit, u.a. das Bundesverdienstkreuz.

Antifaschistisches Blatt
info
Nr. 95 | Sommer 2012

Kostenloses Probeexemplar:
Antifaschistisches Infoblatt
Gneisenaustr. 2a | 10961 Berlin
mail@antifainfoblatt.de
www.antifainfoblatt.de

Einzelexemplar 3,50 Euro

Sie lügen wie gedruckt. Wir drucken, wie sie lügen.

Jetzt am Kiosk!

www.jungewelt.de

Coupon ausgefüllt einsenden an:
Verlag 8. Mai GmbH, Torstraße 6, 10119 Berlin, oder faxen an die 0 30/53 63 55-44. E-Mail: abo@jungewelt.de. ABOTELEFON: 0 30/53 63 55 50.

PROBEABO GLEICH ÜBERS INTERNET BESTELLEN:
www.jungewelt.de/abo/3wochenabo.php

ODER GLEICH IM PROBEABO:
Ja, ich will die Tageszeitung *junge Welt* drei Wochen kostenlos lesen.
Das Abo endet automatisch.

☐ Frau ☐ Herr

Name/Vorname VVN-BdA

Telefon

E-Mail

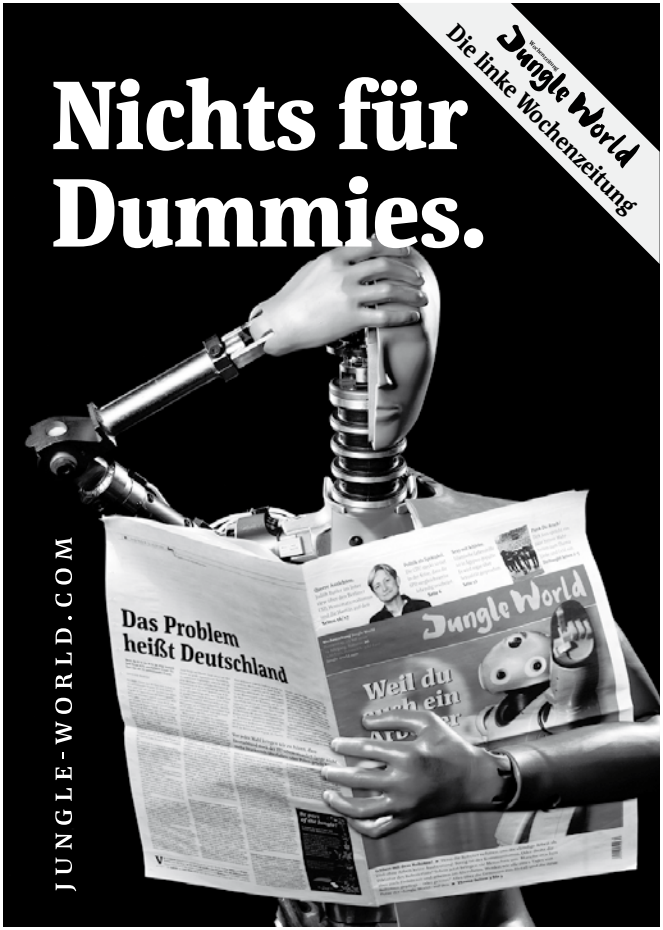
Straße/Nr.

PLZ/Ort

Ja, ich bin damit einverstanden, daß Sie mich zwecks einer Leserbefragung zur Qualität der Zeitung, der Zustellung und zur Fortführung des Abonnements kontaktieren. Der Verlag garantiert, daß die Daten ausschließlich zur Kundenbetreuung genutzt werden. Das Einverständnis kann ich jederzeit widerrufen (per E-Mail: abo@jungewelt.de oder per Post: Verlag 8. Mai GmbH, Aboservice, Torstraße 6, 10119 Berlin). Dies bestätige ich mit meiner Unterschrift.

Datum/Unterschrift

konkret
Lesen, was andere nicht wissen wollen.
Jeden Monat am Kiosk.



Das Magazin für antifaschistische Politik und Kultur **antifa**

Herausgegeben von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten e.V. (VVN–BdA)

- Mit aktuellen Berichten aus deutschem und internationalem Geschehen
- Informationen zur Geschichts- und Gedenkstättenarbeit
- Tatsachen und Hintergründe zum Thema Neofaschismus
- 4-seitiges »Spezial« zu Schwerpunkten und theoretischen Auseinandersetzungen von historisch bedeutsamen Ereignissen
- Umfangreicher Kulturteil mit Rezensionen von Büchern, Filmen und Ausstellungen
- Erscheint zweimonatlich

Hiermit bestelle ich *antifa* zum nächstmöglichen Termin und zwar als

- ☐ Abo für 15,00 € jährlich (für Mitglieder der VVN–BdA im Beitrag enthalten)
- ☐ Vorzugsabo für 7,50 € jährlich (für Schüler, Studierende und Azubis mit Nachweis)
- ☐ Förderabo für 30,00 € jährlich.

Die Zeitschrift soll geliefert werden an:

Name, Vorname: .....

Straße, Nr.: .....

PLZ, Wohnort: .....

Das Abo verlängert sich um ein Jahr, wenn es nicht sechs Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

Datum, Unterschrift: .....

Einsenden an: Redaktion *antifa*, Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin
Die Zeitschrift kann auch über ein Online-Formular bestellt werden: **www.antifa.vvn-bda.de**

Weiterhin erhältlich:

Nr. 1 und Nr. 2 von »Fragt uns, wir sind die Letzten.«

In Nr. 1 lesen Sie Interviews mit:
Rudolf Schiffmann
Gisela Lindenberg
Karl-Heinz Joseph († 2010)
Peter Vogl
Erika Baum

In Nr. 2 lesen Sie Interviews mit:
Hans Kohoutek
Anna Köhler
Ilse Heinrich
Sara Bialas
Kurt Hillmann

Bezug über:
Berliner VVN-BdA e.V.
Franz-Mehring-Platz 1
10243 Berlin
Homepage: http://berlin.vvn-bda.org
eMail: berlin@vvn-bda.org
Telefon: +49 30 29 784 178

Zum Download im Internet:
http://fragtuns.blogsport.de/

Herausgeber_innen/Gruppen

AK Fragt uns, wir sind die Letzten

Wir sind Menschen aus verschiedenen antifaschistischen Zusammenhängen, die sich aktiv mit der Geschichte des Nationalsozialismus auseinandersetzen. Uns geht es hierbei darum, die Perspektiven von Verfolgten und Menschen aus dem antifaschistischen Widerstand zu bewahren und sichtbar zu machen.

VVN-BdA

Die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten (VVN-BdA) ist die älteste und größte antifaschistische Organisation in Deutschland. Sie ist ein unabhängiger, überparteilicher Verband, der ausgehend von den historischen Erfahrungen des Widerstands und der Verfolgung für Gleichheit, Solidarität, Demokratie und Frieden eintritt.

Antifa-Jour-Fixe

Die Berliner VVN-BdA veranstaltet jeden dritten Montag im Monat den Antifa-Jour-Fixe. Zu Besuch waren u.a. schon Lore Diehr, die über ihre Erfahrungen als Mitglied einer Berliner Widerstandsgruppe im NS berichtete, und Gina Pietsch, die Stücke von Bertolt Brecht sang. Immer im Café Sybille (Karl-Marx-Allee 72, 10243 Berlin) und ab 18.30 Uhr.

»Wir stellen den Kampf erst ein, wenn auch der letzte Schuldige vor den Richtern der Völker steht. Die Vernichtung des Nazismus mit seinen Wurzeln ist unsere Losung. Der Aufbau einer neuen Welt des Friedens und der Freiheit ist unser Ziel. Das sind wir unseren Ermordeten und ihren Angehörigen schuldig.«

Auszug aus dem Schwur von Buchenwald,
geleistet von Überlebenden des Konzentrationslagers Buchenwald am 19. April 1945